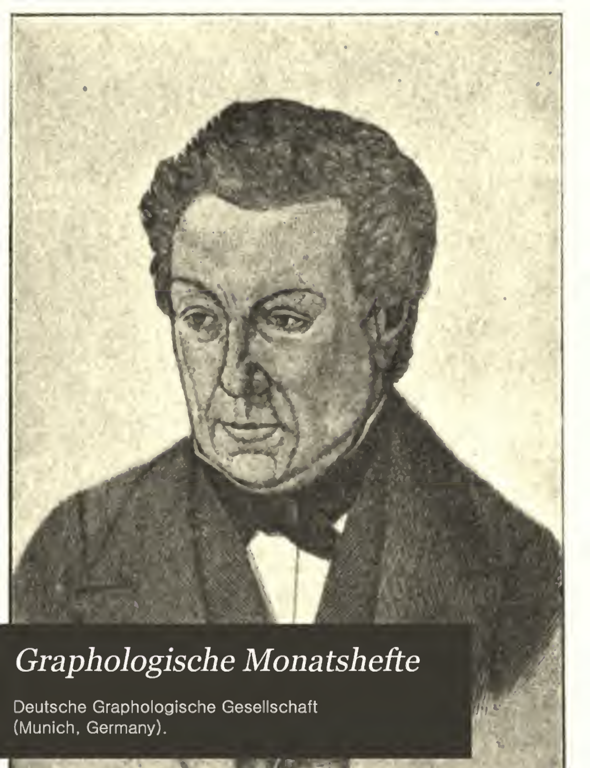








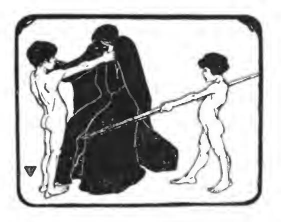
E hocquart

Graphologische Monatshefte.

1905.

Graphologische Monatshefte.

Archiv für Psychodiagnostik und Charakterologie.
Organ der Deutschen graphologischen Gesellschaft.



IX. Jahrgang der Publikationen.

[VII. Band der „Graphologischen Monatshefte".]

Redigiert von Dr. Ludwig Klages.

Mit Beiträgen von

DR. ERWIN AXEL, DR. R. STÜBE, J. VON UNGERN-STERNBERG U. A.

Mit 30 Schriftproben im Text und mit einem Portrait Édouard Hocquart.

München.
Expedition der Publikationen der
Deutschen graphologischen Gesellschaft
1905.

Inhalt.

I. Abhandlungen.



II. Mitteilungen.



Zur Einführung.

Der ursprünglichen Absicht getreu sind die „Graphologischen Monatshefte" immer bemüht gewesen, die Handschriftendeutungskunde nicht isoliert, sondern als Teil der Psychodiagnostik und im Zusammenhange mit denjenigen Hilfswissenschaften zu pflegen, denen im Verhältnis zur Physiognomik die Bedeutung des unentbehrlichen Fundaments zukommt. Da diese Richtung fortan die Auswahl der Abhandlungen noch entschiedener bestimmen soll, sodann auch um Missverständnissen Fernerstehenden vorzubeugen, schien es angemessen, sie nunmehr gleich im Titel zum Ausdruck zu bringen durch den Zusatz: „Archiv für Psychodiagnostik und Charakterologie".

Der erste Teil des Zusatzes bedarf keiner Erläuterung. Hinsichtlich des zweiten erinnern wir daran, dass die Deutung des geistigen Menschen aus sinnfälligen Eigenschaften eine umfassende Kenntnis seiner voraussetze. Ob nun die bisher sog. „Psychologie", deren Verdienste wir unangetastet lassen, den Grund der Bewusstseinphänomene mit dem Worte „Seele" völlig zutreffend umschreibt oder nicht — soviel steht fest, dass sie (aus welchen Ursachen immer) jene „Seele" fast ausschliesslich auf ihre logischen und begrifflichen Fähigkeiten prüfte: dergestalt Gesetze formulierend nicht sowohl des inneren Lebens als vielmehr der Verstandestätigkeit. Die Bezeichnung „Psychologie" sollte daher künftighin folgerichtig aufgespart bleiben für die Lehre von den allgemeinen Intellektualvorgängen, indes das Gesamtgebiet auf einen neuen Namen zu taufen wäre. Uebereinstimmend mit dem allgemeinen Sprachgebrauch, der die geistigen Triebkräfte des Menschen seinen ›Charakter‹ nennt, wählen wir den zuerst von Bahnsen in Vorschlag gebrachten und von den „Graphologischen Monatsheften" frühe aufgegriffenen Terminus: Charakterologie.

Die Charakterologie oder Charakterkunde ist eine Seite der Anthropologie und empfängt ihren Stoff von der politischen und Bildungsgeschichte der Völker, von den Lebensüberlieferungen Einzelner und von menschlichen Hinterlassenschaften jeder Art, soweit sie nach Analogien der inneren Erfahrung gedeutet und verstanden werden. Es gehören demzufolge prinzipiell in den Rahmen der „Graphologischen Monatshefte": Abhandlungen über Gegenstände der Sprache, Kunst, Kultur, über wichtige Persönlichkeiten, über geschichtliche Ereignisse etc., angenommen, dass sie Gesetze des inneren Lebens zu entwickeln und ihre psychodiagnostische Verwertung anzubahnen trachten. Mehr als bislang soll ausserdem Beachtung finden Theorie und Praxis der Charakterschilderung sowie die historische Würdigung alles dessen, was verwandte Bestrebungen früherer Zeiten auf diesem weiten Felde schon geleistet haben.

Mit der gleichzeitigen Aenderung in einigen Aeusserlichkeiten wurde mehrfach vernommenen Wünschen Rechnung getragen.

Die Redaktion.

Graphologische Prinzipenlehre.

Von Dr. Erwin Axel.

(Fortsetzung).

IV. Graphologische Deduktionen.

1. Über die Ursachen früherer Misserfolge.

Was dem Nicht-unterrichteten meist eine unübersteigliche Schranke dünkt: die erfahrungsgemäss bestehenden Beziehungen zwischen Handschrift und Charakter plausibel zu machen: eben das ist die leichteste, es ist, dürfen wir sagen, diejenige Aufgabe der Graphologie, welche in absehbarer Zeit ihrer vollständigen Lösung entgegensieht. Dass man bisher noch nicht viel sichere Resultate verzeichnete, hat seinen Grund vorzüglich in einer falschen Methode, die wieder aufs engste zusammenhängt mit einer irrtümlichen Gewohnheit des allgemeinen Urteilens und Denkens.

Wir erinnern uns noch einmal der Deduktionen von Preyer. Er unterscheidet zwei funktionsphysiognomische Typen: solche, deren unwillkürliche Bewegungen sich plötzlich oder stossweise folgen und solche, deren Bewegungen in einander übergleiten. Diese müssen unbewusst eine kurvenreiche, jene eine winkelreiche Handschrift erzeugen. Der Zusammenhang besteht unfraglich. Ein Mensch mit ausgeprägt winkeliger Handschrift weist im allgemeinen eckige, einer mit runder Handschrift auch übrigens fliessende Bewegungen auf. Aber welche Schlüsse wagt Preyer daraus zu ziehen! Da ist der eine die personifizierte Herzensgüte, Milde, Sanftmut, der andere strotzt von Egoismus, Brutalität und Grausamkeit. Gedenkt man nicht jener Romane der 70er und 80er Jahre (und nicht zuletzt der Indianergeschichten), wo dem Helden die Barmherzigkeit und Liebe aus allen Poren leuchtet, indes der Bösewicht selbst in freundlichsten Augenblicken nicht umhin kann, durch Stirnerunzeln, heimliches Händeballen, hörbares Zähneknirschen, verdächtiges Augenrollen oder den ostentativsten Heuchlerblick darzutun, dass er ein arges Innere gewaltsam zu bemeistern habe! Man begreift wohl, wo diese Physiognomik zu wenig und wo sie zuviel in die Schule ging: sie interpretiert das Leben mit Erfahrungen, die sie vom Theater hat.

Das Fehlgreifende ihrer Folgerungen lässt sich leicht noch etwas genauer bestimmen. Hartherzigkeit kann durch schroffe Bewegungen zum

Ausdruck kommen, aber sie muss es nicht. Stossende Bewegungen wiederum können unter anderem ein verhärtetes Gemüt anzeigen, aber gewiss nicht nur das! Insbesondere, was uns hier vornehmlich beschäftigt, ist der Schluss von der Qualität der Aeusserung auf die Qualität des Charakters ein viel zu spezieller. Ja, indem man des unmittelbaren Nachweises für fähig erachtete gerade jene „Eigenschaften", um die es dem praktischen Menschenkenner zu tun ist, vergriff man sich bereits im Ansatz.

Hier dürfte eine allgemeinere Erwägung am Platze sein. Der Prozess in uns, der einen Wahrnehmungsinhalt bis zur unlösbaren Einheit verkettet mit der Vorstellung eines geistigen Inhalts, entzieht sich durchaus der Kontrolle des Bewusstseins. Wir glauben jemandem alle möglichen Eigenschaften „anzusehen". Allein dergleichen wird nicht wahrgenommen, es wird unbewusst erdeutet aus „Mitgefühlen", die ohne unser Zutun jedes Wahrgenommene begleiten. Mit der „Erscheinung" ist für uns sofort auch ihr „Sinn" gegeben, kraft dessen wir sie getragen denken von spezifischen Strebungen, Tendenzen, seelischen Qualitäten. Wir finden solches Urteil in unserem Geiste fertig vor und es verrät uns garnichts von seinen Prämissen. Gesetzt nun, dass wir uns auf den Hergang besinnen wollen, so ist ein Trugschluss gewöhnlich, den wir am besten an einem Beispiel erläutern. Was soll nach Volksmund und Sprichwort dem Menschen nicht alles „aus den Augen schauen"; aber wie wenig lässt sich bei verdecktem Angesichte in Wahrheit aus den Augen entnehmen! Der Fall ist typisch. Wirklich getragen wird die intuitive Auslegung stets von einem mehr oder minder unbestimmten Gesamteindruck. Die aus ihm gewonnene „Bedeutung" legt sie unbewusst auch jeder Einzelheit unter: weshalb denn diese niemals als solche aufgefasst wird, sondern nur im Zusammenhange eines sinnvollen Ganzen. Hier liegt die Quelle zahlreicher Beobachtungsfehler und Vorurteile. Das Ganze eines Menschen macht etwa so sehr den Eindruck der Entschiedenheit, dass wir jeden einzelnen Zug seines Aeussern räumlich überschätzen. Bei dem Versuche, die Gesichtsformen eines abwesenden Bekannten zu zeichnen, wird man nicht nur eine allgemeine Unsicherheit, sondern auch dies bemerken, dass man in dieselben fälschend hineinträgt die Vorstellung von seinem Wesen. Ganz besonders sind dem diejenigen Teile ausgesetzt, die irgendwie den Eindruck beherrschen: im menschlichen Antlitz z. B. das immer bewegliche Auge. Darum scheint uns aus ihm allein zu sprechen, was tatsächlich dem ganzen Mienenspiel entnommen ward, von dem das Auge allerdings ein integrierender Teil ist.

Wie in manchen Sprachen Sätze und Satzbilder den Worten, diese hinwiederum den Lauten vorhergehen, so stehen auch in der Physiognomik am Anfang alles umfassende Sinnbilder und erst eine Stufenfolge analytischer Prozesse führt von ihnen zu den Einzelbezügen. Wir können lesen

und sollen buchstabieren lernen: dieser Weg ist schwieriger und an Irrungen reicher als der umgekehrte.

Gleich dem Antlitz bildet auch die Handschrift ein Ganzes, in welchem jeder Teil durch alle übrigen bedingt wird, und ebenso wie dort sind wir hier in Gefahr, ein aus dem Ganzen gezogenes Wissen an irgend eine Einzelheit zu binden. Hartherzigkeit etwa erschlösse man nur aus einem Komplex von Bewegungen. Nichtsdestoweniger soll gerade die Eckigkeit der Schrift ihr „Zeichen" sein. Aber Eckigkeit ist eine Abstraktion und wie alle Abstraktionen etwas Grobes, Gewaltsames. Lassen wir selbst die Zwischenformen aus dem Spiel — denn zwischen Winkel und Kurve besteht physiognomisch eine Skala von Uebergängen — so ist der Winkel in der einen Handschrift dennoch weit verschieden vom Winkel in der anderen. Dort steht er zusammen etwa mit grossen, regelmässigen, gespannten Bewegungen, hier mit kleinen, unregelmässigen, spannungslosen. „Jedes Kapitel, so sagten wir im zweiten Kapitel des zweiten Abschnitts, „trägt die Farbe aller übrigen, mit denen es gemeinsam vorkommt". Auch dem Winkel als solchem haftet von der Grösse, Regelmässigkeit, Gespanntheit oder umgekehrt von der Kleinheit, Unregelmässigkeit, Spannungslosigkeit der Handschrift an, in der er sich findet. Ja, es ist in ihm die ganze Handschrift, so wie der ganze Körper im kleinen Finger ist.

Angesichts dessen könnte schliesslich jede Analyse aussichtslos und eine wissenschaftliche Behandlung der Physiognomik als Unmöglichkeit erscheinen. Allein das hiesse das Kind mit dem Bade ausschütten. Es gibt mehr oder minder adäquate Abstraktionen. Gesetzt, dass wir im Aufsuchen allgemeiner Merkmale dem Zug der Objekte folgen, so haben unsere Begriffe ein sachliches Korrelat. Es ist kein Akt eines blossen Beliebens, wenn wir z. B. im tierischen Organismus das Knochengerüst für sich betrachten und Reihen bilden auf Grund anatomischer Aehnlichkeiten. Schon weit willkürlicher verführen wir mit einer Anordnung der Tiere nach Eigentümlichkeiten ihrer Oberfläche. — Ausgeprägt eckige Handschriften nun haben bei noch so grosser Verschiedenheit in der Tat ein Gemeinsames, kraft dessen sie einen Gegensatz bilden zu allen ausgeprägt runden. Wir erwarten mit Recht, dass auch den Charakteren ein unterschiedlich Gemeinsames zukomme. Nur müssen wir dies Seelische nicht minder allgemein bestimmen. In dem abstrakten Merkmal der Winkelbindung die ganz spezielle Eigenschaft der Hartherzigkeit erblicken wollen, ist kaum weniger unvorsichtig, als wenn man aus der Farbe Violett eines Körpers sofort auf ein Veilchen schlösse. Man kann damit Recht behalten und wird es umso häufiger, je geringer erfahrungsgemäss die Anzahl der Objekte ist, an denen das fragliche Merkmal haftet. Aber man hätte das Richtige nur auf „gut Glück" getroffen und allenfalls mit der intuitiven Geschicklichkeit des Rätselraters. Denn, sowenig das Veilchen durch seine

Farbe, sowenig ist der Ausdruck der Hartherzigkeit durch den Winkel umschrieben. Jenes wie dieses wird auch anderswo vorgefunden. Erst unter Hinzunahme weiterer Merkmale ist eine nähere Bestimmung möglich. Die darf aber ferner nicht aus Antrieben einer völlig unpsychologischen Wissbegierde erfolgen. Damit kommen wir zum zweiten der obigen Einwände.

In welcher Richtung intuitiver Kenntnisnahme wir am feinsten und sichersten sind, das hängt nicht von der Deutlichkeit ab, mit der ein Seelisches zum Ausdruck kommt, sondern vorzüglich von der Art unseres Interesses. Wie wenige erst haben ein Auge z. B. für die Sensibilität eines Menschen, indes sie sofort ihm etwa Falschheit anmerken oder die ungleich schwieriger kenntliche Freude an materiellem Wohlergehen! Der Oberkellner, so wurde gesagt, sei ein ausgezeichneter Physiognomist inbezug auf die Zahlungsfähigkeit der Hôtelgäste. Das Beispiel ist grob, aber lehrreich. Nichts wünscht so eifrig der Mensch von seinesgleichen zu erfahren, als ob er sich eines Argen zu versehen habe und allererst auf jedem Gebiete sondert er die Schafe von den Böcken. Minder das Wesen des anderen als seine Nutzbarkeit sucht er festzustellen. Sein physiognomisches Interesse geht dergestalt auf Gruppen und Zusammenhänge, die des i n n e r e n Bandes entbehren, und die ihn leitenden Begriffe haben weniger auf die Sache selbst Bezug als auf ihr Verhältnis zu allerlei Nebenumständen. Sie sind daher wissenschaftlich unbrauchbar, was leider noch nicht genügend erkannt wird.

Der Chemiker, der die Stoffe einteilen wollte in essbare und nicht essbare, stiesse auf Widerspruch; dem Psychologen hingegen sieht man es nach, wenn er das populäre Vorurteil von den „guten" und „bösen" Menschen nur wenig verkleidet herübernimmt in seine Unterscheidung der „egoistischen" und der „altruistischen". Als vorwiegend den Gesellschaftswert des Menschen befassend, müssen diese Kategorien teils disparate Charaktere zusammenwerfen, teils eng verwandte auseinanderreissen. Das nämliche Schicksal träfe an der Hand einer moralistischen Abschätzung die Physiognomien. Es gibt einen Ausdruck der Temperamentsform oder etwa der Neidfähigkeit; aber fruchtlos wäre es, nach der Linie des „Altruismus" zu fahnden. Wenn praktischer Scharfblick ihn gleichwohl herauserkennt (wie der Oberkellner ja sogar die Zahlungsfähigkeit), so beweist das nicht viel mehr für das Dasein eines gemeinsamen Gepräges als es für eine chemische Verwandtschaft der Speisen spricht, dass sie nach dem Zeugnis unseres Gaumens sämtlich wohlschmeckend sind.

In Wahrheit hat man dergleichen auch niemals unternommen. Noch jede Physiognomik ging mit Recht von der sinnlichen Erscheinung und nicht von der Seele aus; noch jede Physiognomik aber auch liess sich im Aufsuchen seelischer Korrelate von den volkstümlichen Wertbegriffen lei-

ten. Das ist der tiefere Grund des Unbefriedigenden, das beinah aller Psychodiagnostik und nicht zuletzt den Preyerschen Deduktionen graphischer Zeichen anhaftet. — Was er als psychische Ursache eines handschriftlichen Merkmals mehr vermuten lässt als wirklich aufzeigt, scheint ihm nur ein Anlass zu sein, um zwischen guten und schlechten Eigenschaften die Wahl zu treffen. Statt das wirklich Begründete in seinen Folgerungen festzuhalten, verlässt er es in der Richtung, sei es löblicher, sei es tadelnswerter Charakterzüge: dergestalt an einander reihend, was nicht so aus sachlicher Aehnlichkeit als um der Schätzung willen zusammen passt, die es gemeinhin zu geniessen pflegt. So werden nicht allein viel zu spezielle Eigenschaften, sondern diese auch noch aus einem falschen Gesichtspunkte aufgezählt. Mag die Auslese immerhin grobe Fehlgriffe mit psychologischem Takt vermeiden, so bleibt sie doch jedenfalls ein Ergebnis der Willkür und ermangelt gerade dessen, worauf es ankam: der logischen Beweiskraft. Einen Vorwurf deswegen verdient nicht so sehr Preyer als jene Reichtung das allgemeinen Urteils, die, wie sich zeigen wird, in versteckterer Form auch heute noch das psychologische Denken beherrscht.

In der einzig Erfolg versprechenden Weise wurde das deduktive Verfahren zum ersten Male mustergültig angewandt von Georg Meyer. Seine Herleitung der weiten und engen Schrift, der steigenden und sinkenden Zeile bedeutet einen Wendepunkt in der Geschichte graphologischer Erklärungsversuche, wovon alsbald genauer zu sprechen ist. Zuvor sei noch ein anderer, obschon bei weitem harmloserer Missgriff der Methode erwähnt.

Man dürfe erwarten, so sagten wir, dass festen „Eigenschaften" der Bewegungsweise solche des Charakters entsprächen; es käme nur darauf an, diese nicht weniger abstrakt zu definieren als jene. Das bedarf einer Zufügung. Wo Wärme ist, muss nicht immer auch Feuer sein. Jedermann weiss, dass mechanische Arbeit, Elektrizität, Licht etc. ebenfalls Wärme erzeugen. Aehnlich sind auch Eigenschaften der Physiognomie in den seltensten Fällen eindeutig. Schon die Wahrnehmung, dass manche sehr verschiedene Affekte ein und selbst mehrere Merkmale mit einander gemein haben (Freude und Zorn z. B. das Tempo ihres Ablaufs), hätte von vornherein den Gedanken nahe legen sollen an eine mögliche Vielheit der Ursachen. Statt dessen versuchte man immer, die oft zahlreichen und weit auseinander gehenden Charakterzüge, für welche nach dem Zeugnis der Erfahrung ein Merkmal der Handschrift Symptom sein kann, gleich als müssten sie durchaus von ein und demselben Baum nur Zweige und Blätter sein, auf einen Haupt- und Grundsinn zurückzuführen. Dadurch geriet man in die grössten Schwierigkeiten. Ein Beispiel möge den Sachverhalt beleuchten.

Nehmen wir noch einmal die habituelle Eckigkeit der Bewegungen. Sie zeugt unmittelbar von einem gewohnheitsmässig plötzlichen Ab-

setzen interdierter und einem ebenso plötzlichen Wiedereinsetzen neuer Impulse. Diese Bewegungseigenschaft nun kann ihren Grund haben in mindestens zwei von einander völlig verschiedenen Dispositionen des Charakters. — Sie ist erstens der Ausdruck psychischer Gespanntheit. Wer heftig etwas erwartet, wer sich „zusammennimmt", in wem das Gefühl des Zornes aufsteigt, wer mit Leidenschaft einen Entschluss fasst, wer zähe bei einem Entschluss beharrt: ein solcher neigt eher zu plötzlichen, ruckartigen als zu fliessenden Bewegungen. Prädisponiert dafür ist folglich der heftige, impulsive, temperamentvolle Mensch, nicht minder der willenskräftige und entschlossene, ferner der zähe, beharrliche, ausdauernde und schliesslich der reizbare, eigensinnige. Das alles sind mehr oder minder strukturelle Eigenschaften, welche vorzüglich wieder in besonderen Zusammenhängen auftreten. So mag die Energie und Willensstärke etwa getragen sein von egoistischen Triebfedern: in welchem Fall auch von ihnen die Eckigkeit der Bewegungen ein Ausdruck ist. Sie kann aber ferner — und damit öffnet sich eine ganz andere Perspektive — den Konflikt der Motive begleiten (der strukturell ein ungleichmässiges Schwanken zwischen Spannung und Lösung zur Folge hat) und solchenfalls bei dauernder Wiederkehr zurückweisen auf die Charakterqualität der Zwiespältigkeit, Widersprüchlichkeit, Zerrissenheit, allgemeiner gesagt der Uneinheitlichkeit. Prüft man auch die nun auf ihre spezielleren Voraussetzungen, so ergeben sich Eigenschaften, die mit der Reihe der vorigen eher divergieren. Ausdauer z. B., Willenskraft, Härte, mit welchen sämtlich ein Zustand der Spannung einhergeht, stimmen nicht eben gut zu disharmonischer Gemütsverfassung oder haben doch zum wenigsten nichts mit ihr gemein. Der Versuch, die aufgezählten Eigenschaften unter einen einzigen Begriff zu bringen, wäre mithin aussichtslos.

Im Vorstehenden liegt ein weiterer Grund für die Unmöglichkeit, eine Beziehung notwendiger Abhängigkeit herzustellen zwischen ganz speziellen Eigenschaften der Person und isolierten Zügen ihrer sinnlichen Erscheinung. Wüssten wir von jemandem nur, dass seine Bewegungsweise eine vorwaltend eckige sei, so hätten wir zwischen mindestens zwei „Grunddeutungen" die Wahl, deren jede uns hinwiese auf eine eigentümliche Gruppe von Charakterzügen. Nicht nur also, dass die psychischen Korrelate eines körperlichen Merkmals fast in dem Masse zahlreicher werden, aus einem je konkreteren Gesichtspunkte wir es betrachten, sondern sie können selbst ganz verschiedenen Gattungen angehören, die unter einander durch garnichts verbunden sind. Solcher Gattungen werden, bestimmter gesagt, genau soviele vorhanden sein als es für das fragliche Merkmal unmittelbare Ursachen gibt. Inbezug auf die aber können wir niemals wissen, ob sie erschöpft sind. Es wäre etwa denkbar, dass die Eckigkeit der Bewegungen in gewissen Fällen einer Vorliebe des Geschmacks für scharf gezeichnete Formen entspringe, die ihrerseits möglicherweise zurück-

ginge auf eine abermals andere Gattung von Charakterzügen . . Und so könnte es endlich Agentien geben, die sich unserer Erwägung vorläufig überhaupt entzögen. Daraus folgt für die Form physiognomischer Deduktionen ein Prinzip, mit dem wir diese vorbereitende Erörterung beschliessen wollen.

Die deduktive Herleitung eines graphischen und schliesslich jedes Ausdrucksmerkmals aus einem allgemeinen Zuge des inneren Geschehens hat streng genommen, immer nur bedingte Gültigkeit. Sie führt den Beweis, dass irgend eine Zuständlichkeit des Bewusstseins, sofern sie sich äussert, diejenige Abwandlung der Funktionen bewirken müsse, deren Sinn in Frage steht. Aber sie lässt es unentschieden, ob keine andere dasselbe zu leisten vermöge. Sie stellt das psychische Korrelat nicht als die einzig denkbare, sondern nur als eine zweifellos m ö g l i c h e Ursache des physiognomischen Merkmals hin. Sie wird selbstverständlich bestrebt sein, die Grundmöglichkeiten zu erschöpfen. Aber sie muss sich bewusst bleiben, dass es vorderhand für erreichte Vollständigkeit kein absolutes Kriterium gibt. Sie wird daher zum mindesten mit der Möglichkeit noch verborgener Ursachen rechnen. Auch d i e s e Grenze der Theorie hat ihre praktische Bedeutung.

Jeder graphologische Diagnostiker kann aus seiner Handschriftensammlung eine kleine Anzahl solcher aussondern, welche, man mag sie betrachten, wie man will, charakterologisch irreleiten. Teils wird er die Ursache davon in jenen Störungen und Verschiebungen des Ausdrucks erblicken dürfen, von denen wir im vorigen Abschnitt ausführlich gehandelt haben. Teils jedoch werden sie völlig unerklärlich sein. Diese Fälle sollte man genau untersuchen; denn höchstwahrscheinlich würden sie zurückleiten auf noch unerwogene, weil seltene Herkunftsmöglichkeiten gerade für solche Schrifteigenschaften, deren symptomatischer Wert umso weniger zu Fragen und Zweifeln Anlass bot, als er bereits nach jeder Richtung hin durchdacht schien. Weit entfernt die graphologische Symptomatik zu erschüttern dürfte die genauere Erforschung solcher Fälle vielmehr zu ihrer definitiven Vollendung beitragen.

(Fortsetzung folgt.)



Mitteilungen.

Theorie der Graphologie.

Ueber die „Ausdehnung" als Ausdruck psychischer Spannung.

Vor allem drei Begriffe charakterisieren, wie mir scheint, das Stadium, in das die Graphologie in den letzten Jahren eingetreten ist — die Begriffe: „Spannung", „Antrieb", „Hemmung". Es sind die wissenschaftlich einwandfreiesten Erklärungsprinzipien, über welche die heutige Graphologie verfügt.

Um so mehr muss es wundernehmen, dass alle Autoren, die diese Begriffe verwenden, eine strenge Definition derselben bisher unterlassen haben. Dadurch haben sich theoretische Irrtümer in die Graphologie eingeschlichen, zu deren Beseitigung ich im folgenden anregen möchte.

Was verstehen wir vom graphologischen Gesichtspunkt aus unter diesen drei Begriffen?

„Spannung" ist überall dort, wo zwei Kräfte in entgegengesetzter Richtung an einem Punkte wirken. Ich spanne z. B. einen Faden, indem ich auf jedes seiner Enden einen Zug in entgegengesetzter Richtung ausübe. Ins Psychologische übersetzt heisst das:

„Psychische Spannung entsteht, wenn zwei entgegengesetzte psychische Kräfte auf die Seele einwirken." Solche entgegengesetzte Kräfte sind vornehmlich „Antrieb" und „Hemmung".

Was bedeuten nun „Antrieb" und „Hemmung" für die Schreibbewegung?

Der „Antrieb" ist geeignet, den Ablauf der Schreibfunktionen zu fördern und findet besonders in der Beweglichkeit der Handschrift seinen Ausdruck.

Die „Hemmung" dagegen ist geeignet dem Antrieb direkt entgegenzuwirken und den Ablauf der Schreibfunktionen zu erschweren. Sie zeigt sich daher in Herabsetzung der Geschwindigkeit, in vermehrter Winkelbildung, in erhöhtem Nachdruck u. s. w.

Zwischen den drei Begriffen „Spannung", „Antrieb" und „Hemmung" bestehen nun gewisse Beziehungen:

1. Mit wachsender Hemmung muss auch der Antrieb wachsen, wenn die Aeusserungsmöglichkeit gewahrt bleiben soll.

2. Spannung ist die direkte Folge von Antrieb und Hemmung; sie nimmt zu proportional von Antrieb und Hemmung.

Im Anschluss an diese Sätze möchte ich die Tatsache der Ausdehnung der Schrift etwas genauer betrachten. Man hat die Ausdehnung bisher allgemein als Ausdruck erhöhten Antriebes angesehen. So sagt z. B. Meyer in seinen „wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie": „Somit hätten wir drei der wichtigsten Elemente der Schreibbewegung Ausgiebigkeit, Geschwindigkeit und Nachdruck auf die psychomotorische Triebkraft zurückgeführt": wobei die

„Ausgiebigkeit“ als „fixierter Schreibweg“ verstanden wird und daher drei Momente in sich zusammenfasst: Höhenausdehnung, Schleifenausweitung und Hinzufügungen.

Schon Klages weist den von Meyer aufgestellten Grundsatz als „nicht ganz einwandfrei“ zurück. Er zieht jedoch, offenbar in dem Bestreben, diesen Satz der Graphologie zu erhalten, nicht die äusserste Konsequenz, wenn er behauptet, dass „von Schwankungen der psychomotorischen Triebkraft in erster Linie die drei genannten Schriftelemente getroffen werden“ und nun den Satz also formuliert: „Ausgiebigkeit, Geschwindigkeit und Nachdruck ändern sich unter sonst gleichen Umständen in gleichem Sinne wie die Intensität der psychomotorischen Kraft“.

Mir scheinen beide Sätze zu manchen Missverständnissen Anlass zu geben; denn „Intensität der psychomotorischen Kraft“ kann sich sowohl auf den „Antrieb“ als auf die „Spannung“ beziehen, so dass dadurch diese beiden Grundbegriffe, anstatt getrennt zu werden, nur noch mehr vermengt würden. Aus diesem Grunde erscheint es mir vorteilhafter, auf diesen Satz überhaupt zu verzichten.

Klages hat später selbst diesen von ihm aufgestellten Satz wieder zerlegt. In seinem Aufsatz: „Zur Theorie des Schreibdrucks“ — einer bis jetzt an Unantastbarkeit der Beweisführung und Erschöpfung des Materials in der graphologischen Theorie leider einzig dastehenden Arbeit — führt er den „Nachdruck“ direkt auf die „Spannung“ zurück.

Trotzdem Klages durch den Nachweis, dass Ausgiebigkeit, Geschwindigkeit und Nachdruck nicht aus einer einheitlichen psychischen Quelle entspringen, Meyers Grundsatz bezüglich des Schreibdruckes stark eingeschränkt hat, möchte ich doch auch in diesem Punkte nochmals kurz auf die Meyersche Beweisführung eingehen, um bei dieser Gelegenheit auf einige mir wichtig erscheinende Punkte hinzuweisen.

Zum Beweise seiner Behauptung schlägt Meyer zwei Wege ein: den deduktiven und den experimentellen. Er sagt:

„Exaltationszustände gehen einher mit Steigerung, Depressions- resp. Hemmungszustände mit Herabsetzung von Ausdehnung, Geschwindigkeit und Druck der Schreibbewegung“. Daraus schliesst er:

„Somit hätten wir drei der wichtigsten Elemente der Schreibbewegung Ausgiebigkeit, Geschwindigkeit und Nachdruck auf die psychomotorische Triebkraft zurückgeführt.“

Der Schluss ist zutreffend; aber die Voraussetzung ist es nicht. Denn wir finden in Exaltationszuständen wie z. B. die manische Erregung ist, allerdings stets grössere Ausdehnung und Geschwindigkeit der Bewegungen, aber nicht immer grösseren Nachdruck. Vgl. besonders in Meyers oben erwähntem Buch die Schriftproben Tafel XXVI 2a und b und Taf. XXVII 1a und b. Hier zeigt gerade die normale Handschrift stärkere Druckbetonung als die manische.

Selbstverständlich ist Meyer sich dieser Tatsache bewusst und sucht die Erklärung dafür in der Tendenz, bei mehr heiterem Affekt Bewegungen nach oben und nach vorn zu machen. Diese Tendenz scheint jedoch gerade bei der manischen Erregung nicht so stark zum Ausdruck zu kommen, dass sie das Nachlassen des Druckes erklären könnte, denn in den oben angeführten Handschriftenproben ist z. B. das Verhältnis von Oberlänge zu Unterlänge in der manischen Schrift durchaus dasselbe wie in der normalen.

Noch seltsamer jedoch ist, dass Meyer nicht schon durch das Experiment des „Schnellschreibens“ darauf aufmerksam geworden ist, dass grösserer Druck nicht

eine direkte Folge erhöhten Antriebes, sondern vielmehr erhöhter Spannung ist. Wenn man nämlich möglichst schnell schreiben lässt, fallen die Handschriften fast sämtlich weniger druckreich aus. Die wenigen Fälle, in denen bei künstlicher Schnellschrift Drucksteigerung auftritt, lassen sich ganz zwanglos dadurch erklären, dass das Bestreben, mit möglichster Schnelligkeit zu schreiben, psychische Spannungen erzeugt, deren Niederschlag der stärkere Druck ist.

Etwas gegensätzlicher liegen die Verhältnisse jedoch bezüglich der Ausdehnung der Schrift.

Man ist von der Tatsache ausgegangen, dass in freudigen Erregungszuständen die mimischen Bewegungen ausgiebiger werden und hat theoretisch — die Praxis hat es nie getan — die grössere Ausdehnung ausschliesslich auf Erhöhung des Antriebes zurückgeführt. Es verhält sich jedoch etwas anders.

Die Ausdehnung der Schrift vermag allerdings einerseits die Auswirkung erhöhten Antriebes zu sein; andererseits ist sie jedoch zweifellos eine Folgeerscheinung gesteigerter psychischer Spannung

Es können einmal die mimischen Bewegungen des Schreibens infolge eines gewissen plaisir de mouvement als angenehm empfunden werden. Dann wird jedoch das Hauptgewicht in der Schrift nicht so sehr in der einfachen Höhenvergrösserung liegen; vielmehr werden vor allem die allgemeinen Zeichen für Beweglichkeit betont sein, d. h. Schleifenausweitung, grösserer Kurvenreichtum, stärkere Dextrogyrität und mehr spitzer Schreibwinkel. Es scheint mir fast, als wäre in diesem Falle die grössere Schriftzeichenhöhe ein secundäres Moment, mehr eine Folgeerscheinung des Kurvenreichtums und der Schleifenausweitungen.

Das andere Mal, wenn es sich um eine sogenannt grosse Handschrift handelt, kann jedoch gerade das Gegenteil von plaisir de mouvement bestehen. Vielmehr zielt der Verfasser des Schriftstückes vielleicht nur darauf hin, auf möglichst einfache Weise zur Fixation des Schreibinhaltes zu gelangen. Anstatt Ausweitungen finden wir dann in der Schrift Ausziehen von Schleifen und an ausgiebigen Kurven fehlt es völlig. In diesem Falle ist eine grössere Höhenausdehnung durchaus unzweckmässig, da sie mehr psychische Kraft beansprucht, als eine geringe Höhenausdehnung und lässt sich nur durch die Annahme erklären, dass sie die Auswirkung psychischer Spannung ist.

Für die Auffassung, dass grössere Höhenausdehnung als direkte Folge gesteigerter Spannung auftritt, spricht auch die Erfahrung des praktischen Graphologen, der eine grosse Handschrift als Zeichen für „Unternehmungslust" nur ansieht, wenn andere Zeichen für Beweglichkeit vorhanden sind; fehlen jedoch diese, so ist die grössere Höhenausdehnung für ihn der graphische Ausdruck der „Selbstgefühle" des „Stolzes" etc. d. h. also psychischer Spannungen.

Als Beweis dafür, dass die grössere Höhenausdehnung die Folge gesteigerten Antriebes ist, hat man ferner den Befund angesehen, dass bei dem Versuch möglichst schnell zu schreiben, die Höhenausdehnung zunimmt.

Aber einmal vermag das Bestreben möglichst schnell zu schreiben, sehr wohl psychische Spannungen zu erzeugen und dann ist diese Tatsache noch auf zwei andere Momente zurückzuführen.

Erstens: Die Kordinationsfähigkeit für kleine Bewegungsunterschiede nimmt ab, umgekehrt proportional der Bewegungsgeschwindigkeit.

Zweitens: Die Beschleunigung des Aneinandereihens der Schriftzeichen ist individuell begrenzt. Das heisst: bei einer bestimmten, individuell verschiedenen Grenze stellt sich Unfähigkeit ein, die Aufeinanderfolge der Schriftzeichen noch zu beschleunigen. Um aber trotzdem das subjektive Gefühl schnelleren Schreibens

zu erzeugen, wird ein grösserer Schreibweg gewählt, der nun in relativ kürzerer Zeit zurückgelegt wird.

Sehen wir uns nun zum Schluss die experimentellen Beweise Meyers etwas näher an; auch sie lassen sehr wohl andere Deutungen zu. Wie das Ergebnis „dass die künstliche Schnellschrift stets zugleich auch grössere Ausdehnung zeigte, als die langsam angefertigte Schrift" zu deuten ist, habe ich soeben auseinandergesetzt.

„Dass mit dem experimentell eingeführten stärkeren Druck stets auch die Schrift grösser wurde", beweist vorläufig nur, dass sich stärkerer Druck leichter bei einiger Vergrösserung der Buchstaben anbringen lässt; durchaus beweist dieses Experiment aber nicht, dass zunehmende Grösse und Druck aus derselben Quelle der erhöhten psychomotorischen Triebkraft entspringen. Ob bei diesem Experiment auch Beschleunigung der Schrift eintritt, wird gar nicht erwähnt, obwohl dieser Punkt für den Richtigkeitsnachweis der Meyerschen Behauptungen von grösster Wichtigkeit ist.

Das dritte Experiment, dass künstlich vergrösserte Schrift regelmässig auch mit grösserer Geschwindigkeit angefertigt wurde, scheint mir in dieser Fassung trotz der Versuche von Binet und Courtier nicht ganz einwandfrei. Auch die Experimente von Aug. Diehl (vergl. Psychologische Arbeiten II) ergaben, dass eine Beschleunigung der Schreibbewegung mit Verkleinerung der Schriftzeichen einhergeht. Wenn sich dies Ergebnis nun auch selbstverständlich nicht umkehren lässt, so scheint es mir immerhin eher gegen als für die von Meyer geäusserte Ansicht zu sprechen. Es wäre sehr wertvoll, wenn auch andere Forscher sich über dieses merkwürdige Phänomen äussern würden. Bei Zeitmessungen, bei denen es auf äusserste Genauigkeit ankommt, laufen zu leicht Irrtümer unter.

Wir können also die grösere Höhenausdehnung nicht ohne weiteres als Ausdruck erhöhten Antriebes ansehen, sondern müssen hier genau unterscheiden, ob es sich um eine Antriebs- oder eine Spannungswirkung handelt. Deshalb scheint mir auch der graphologischen Theorie kein Gewinn daraus zu erwachsen, wenn sie, wie besonders Meyer es vorschlägt (Graph. Monatshefte 1899), Höhenausdehnung, Schleifenausweitung und Hinzufügungen unter dem Begriff der „Ausdehnung" d. i. des fixierten Schreibweges zusammenfasst.

Jorik Georg.

Handschriftenkunde.

Gegenseitige Gestaltungsbeeinflussungen formverwandter Lautzeichen.

Während die Gestaltungsbeeinflussung (bezw. unter Umständen die völlige Ersetzung) von Lautzeichen durch andere dem Schreiber geläufigere Zeichen (z. B. Zahlen-, Musik- etc. Zeichen) schon frühe die Aufmerksamkeit der Graphologen auf sich gezogen hat, wurde auf Beeinflussungen, die von vielgeschriebenen Lautzeichen auf formverwandte Lautzeichen ausgeübt werden, meines Wissens noch nicht aufmerksam gemacht. Ein kurzer Hinweis auf hierdurch bedingte oder wesentlich mitbedingte Handschrifteneigenheiten dürfte umso angebrachter sein, als für einen Spezialfall („hervorschiessende e's") eine Deutung versucht wurde, bevor man noch den Entstehungsgrund davon kannte.

Gegenseitigen Beeinflussungen sind besonders diejenigen Lautzeichen ausgesetzt, bei denen der Richtungswechsel der gleiche ist, während die Dauer der

Federbewegung in den entsprechenden Richtungen eine verschiedene ist. Als Beispiele seien *e* und *l*, *o* und *b*, *a* und *h* genannt. (Fig. 1.) Die Beeinflussung, die immer erst bei der Schriftzeichenaneinanderreihung hervortritt, kann auf dreierlei Weise geschehen:

1. Die Gestalt des Lautzeichens mit kürzerer Richtungsdauer (z B. *e*) kann beeinflusst werden durch ein formverwandtes Schriftzeichen mit längerer Dauer der korrespondierenden Richtungen (z. B *l*), wofern letzteres dem Schreiber durch häufigeren Gebrauch etwa in der Namensunterschrift geläufiger ist. In diesem Fall werden also die „*e*'s höher, d. h sie werden im Schriftzeichenzusammenhang als

Fig. 1.

hervorschiessende *e*'s auftreten. — In Fig. 1 sind solche Uebergangsformen zwischen *e* und *l*, *o* und *b*, *a* und *h* dargestellt.

2. Der zweite Fall ist die Umkehrung des ersten: das durch grössere Häufigkeit des Gebrauches geläufigere Schriftzeichen mit der kürzeren Richtungsdauer (z. B. *e*) beeinflusst das formverwandte Lautzeichen mit längerer Dauer der entsprechenden Richtungen (z. B *l*) Die Wirkung ist die, dass im Schriftzeichenzusammenhang die beeinflussten Schriftzeichen z. B. die *l*'s nicht die Höhe der übrigen Längsbuchstaben erreichen. Vergl. die Uebergangsformen in Fig. 1.

3. Formverwandte und im g l e i c h e n G r a d e geläufige Schriftzeichen beeinflussen sich gegenseitig. Vergl. in Fig. 2 die Höhe des *l* mit der Höhe des *f* (bei: *infolge*) des *l* in: *lesen* mit *h* in: *nicht*; andrerseits die Höhe des *e* mit der Höhe der anderen Kleinbuchstaben.

In den Berichten 1897 (pag. 37) brachte P a u l W ä c h t l e r das hier (Fig. 2)



Fig. 2.

reproduzierte Beispiel und H a n s H. B u s s e bemerkte dazu (loc. cit. pag. 53), dass die Umstände noch rätselhaft seien, welche den einen Schreiber zum hervorschiessenden *e*, den anderen zum hervorschiessenden *r* oder *s* veranlassen. Wenn die Vermutung zutrifft, dass gegenseitige Beeinflussung formverwandter Lautzeichen die Ursache der besprochenen Eigenheit ist, so müsste man annehmen, dass dem Urheber der von Wächtler mitgeteilten Schriftprobe die Schriftzeichen *e* und *l* sehr geläufig sind.

Diese Annahme hat sich bestätigt. Eine darauf bezügliche Erkundigung ergab nämlich, dass der Urheber, ein Ingenieur, auch Prokurist ist und dass beide Schriftzeichen *e* und *l* in seiner Handzeichnung vorkommen.

Auch die starke Höhenentwicklung der *r*, *s* und *p*-Spitzen (letzteres entspricht in einigen Ländern übrigens der Schreibvorlage) lässt sich möglicherweise auf Beeinflussung durch formverwandte Schriftzeichen zurückführen, doch besitze ich hierfür keine genügenden Belege. — Nach demselben Prinzip dürften auch manche Fälle zu erklären sein, wo Minuskeln durch die entsprechende Majuskel ersetzt bezw.

Z ganzen

Fig. 3.

stark beeinflusst werden. (Vergl. Fig. 3, *Z* *s*.) Ebenso gehört die Ersetzung (vor Beeinflussung) eines sog. deutschen Schriftzeichens in solcher Schrift durch das entsprechende Schriftzeichen der sog. lateinischen Schrift hierher. So fand ich z. B. in der deutschen Schrift eines Arztes durchgehends lateinische *a*'s, die dem Urheber wohl aus der Unterzeichnung seines Namens geläufiger sind. Die vierte Reihe der Fig. 1 stellt Uebergangsformen bezw. eine Entwicklungsreihe dar.

Inwieweit die psychologische Interpretation der vorstehend besprochenen Eigenheiten durch meine Ausführungen beeinflusst wird, ist in dieser Mitteilung — die lediglich ein Beitrag zur Handschriftenkunde sein soll — nicht zu untersuchen. Bemerken möchte ich jedoch, dass in den mir bekannt gewordenen Fällen weitgehender Beeinflussung formverwandter Schriftzeichen ein mehr oder weniger unregelmässiges Höhenverhältnis der Buchstaben überhaupt vorlag.

Offenbach a. M. J. Zinndorf.

Literatur.

Dr. jur. Bernhard Brandis. — Die Graphologie im Dienste des Kaufmanns. — Eine Einführung in die Grundlehren der Handschriften-Deutungskunde und ihre Anwendung im kaufmännischen Betrieb, sowie praktische, allgemeinverständliche Anleitung, um aus der Handschrift Charakter, Gemütsstimmung, Verstellung und Fälschung der Handschrift bestimmen zu können. — Mit Schriftproben von Grosskaufleuten, Grossindustriellen, Nationalökonomen u. a. m — (Verlag von Dr. Ludwig Huberti's moderner kaufmännischer Bibliothek, Leipzig 1905, 79 Seiten; Preis M. 2.75).

Bereits verschiedentlich wurde versucht, die Ergebnisse der graphologischen Forschungen mit besonderer Berücksichtigung ihrer Verwendung für andere Gebiete zu bearbeiten, wie z. B. für die Pädagogik und für die Psychiatrie. Auf die Bedeutung der Graphologie für das Geschäftsleben wurde ebenfalls bereits vielfach hingebeiten, wie z. B. für die Pädagogik und für die Psychiatrie. Auf die Bedeutung der Graphologie für das Geschäftsleben wurde ebenfalls bereits vielfach hingewiesen, auch erfuhren die kaufmännischen Handschriften schon besondere Untersuchung wie z. B. von Langenbruch (vergl. „Graphologische Studien"). Ein selbständiges Werk in dieser Hinsicht existierte jedoch bis jetzt nicht. Brandis unternimmt daher als erster „den Versuch, den bisherigen Bildungsmitteln des kaufmännischen Standes ein anderes hinzuzufügen". Trotzdem sagt er mit Recht, dass es in Rücksicht auf die fast ausschliessliche Pflege der wissenschaftlichen Graphologie in gewissen, für sie speziell interessierten Kreisen auffallen mag, „wenn es unternommen wird, sie altbewährten Hilfswissenschaften des Kaufmanns hinzuzufügen. Ihre täglich wechselnde Bedeutung und ihre praktische Ausgestaltung lässt es jedoch als angezeigt erscheinen, dass auch der Kaufmann in die Lage versetzt wird, sich über dies für ihn so bedeutsame und nützliche Hilfs- und Bildungsmittel selbständig zu unterrichten. Der moderne Kaufmann darf heutzutage,

nicht allein auf Grund einer Beherrschung seiner kaufmännischen Wissenschaften, auf Erfolg rechnen. Er muss auch zu diesem Zweck durch Erwerhung von Menschenkenntnis in Stand gesetzt sein, Menschen schnell und richtig beurteilen zu können. In dieser Hinsicht dürfte ihm die Graphologie als Niederschlag praktischer Psychologie wesentlich zu statten kommen". Verfasser warnt aber auch sofort vor der irrigen Auffassung, „als seien die graphologischen Resultate ohne weiteres anwendbar, wie die Ergebnisse der anderen kaufmännischen Hilfswissenschaften". Dieser Standpunkt und der Umstand, dass Verfasser die Ergebnisse der neueren wissenschaftlichen Forschungen völlig beherrscht, führten ihn zu einer Darstellung, der in Rücksicht auf ihren speziellen Zweck besonders schwierigen Materie, welche allen billigen Anforderungen vollauf genügt und dem Werke nicht nur in den hierfür bestimmten Kreisen Erfolg versprechen dürfte, sondern es auch als eine wesentliche Bereicherung der graphologischen Literatur im allgemeinen erscheinen lässt.

Verfasser gliedert sein Werk in folgende Hauptabschnitte:

1. Wesen und Zweck der Graphologie.
2. Die wesentlichen Eigentümlichkeiten der Handschriften und ihre Grunddeutungen.
3. Die Anwendung der Graphologie.
4. Einige Gruppen von Charaktereigenschaften und ihre Feststellung aus der Schrift.
5. Anhang: Die Unterschrift und der Namensschnörkel (Paraphe).

Im ersten Kapitel bespricht Verfasser nach einem kurzen Ueberblick über die geschichtliche Entwicklung der Graphologie die Untersuchungsmethoden. Er legt die Schwierigkeiten dar, welche sich der Ausübung der Graphologie entgegenstellen, weist hin auf das erforderliche Material für Handschriftenbeurteilung und auf die Unmöglichkeit der Analysierung von sog. Schulschriften und unterzieht schliesslich noch die häufigsten Einwände gegen die Graphologie einer kurzen Besprechung.

Im zweiten Kapitel wird über die wesentlichsten Eigentümlichkeiten der Handschrift berichtet; nach einer kurzen Darlegung über Ableitung und Erklärung graphologischer Deutungen gibt Verfasser seine Einteilung der Handschrifteneigentümlichkeiten.

Zunächst behandelt er die Bewegungseigenschaften und zwar bezgl. Antrieb der Schreibbewegung (schnelle und langsame, grosse und kleine Schrift, Ausdehnung nach oben und unten), Richtung des Antriebes (Schriftlage und Zeilenrichtung), Durchführung und Verbindung der Schreibbewegung (Bindungsgrad der Schriftzeichen), Bewegungsschwung (Schleifenbildung), Schreibdruck und Regelmässigkeit der Bewegung. Wennschon hier mit Recht stets nur die wichtigsten Eigentümlichkeiten und die verlässlichsten Deutungen angegeben werden, so hätten wir zwei doch noch gerne berücksichtigt gesehen, welche für kaufmännische Handschriften von besonderer Bedeutung sind, nämlich die ausgeprägt flachbogigen Endstriche (Liebenswürdigkeit), sowie die gleiche Form des Endstriches mit Umbiegung nach links (kaufmännische Koulanterie) und endlich die sogen. gestützten Nebenrichtungen (Verschlagenheit).

An die Besprechung der Bewegungseigenschaften schliesst sich die Betrachtung der bewusst auf Grund sog. Leitbilder gebildeten Handschrifteneigentümlichkeiten an, und zwar werden hier die auffällige Grösse der Schrift, gewisse besondere Buchstabenbildungen und endlich die Eigentümlichkeiten der Zeilenordnung und der Randbehandlung besprochen.

Den Schluss des zweiten Kapitels bildet eine Zusammenstellung der dargelegten Eigentümlichkeiten. Hierbei wird auch darauf hingewiesen, dass den Schrifteigentümlichkeiten allgemeine Bewegungseigenschaften zu grunde liegen, d. h. eine Neigung zu überwiegend auflösenden oder zusammenziehenden Bewegungen.

Das dritte Kapitel handelt von der Anwendung der Graphologie. Es werden drei Handschriften in guter Auswahl auf gewisse Charaktereigenschaften untersucht, die kaufmännisch besonders interessieren (Sinn für das Erwerbsleben und dergl.) Sodann folgen kurze, aber scharf pointierte Charakterisierungen von über zehn kaufmännischen Unterschriften. Bei dieser Gelegenheit möchten wir übrigens erwähnen, dass uns die Reproduktion dieser Unterschriften vielfach nicht sehr gelungen erscheint; sollten die Klisches vielleicht nicht nach den Originalen, sondern nur nach Pausen hergestellt sein?

Das vierte Kapitel behandelt einige Gruppen von Charaktereigenschaften und ihre Feststellung aus der Handschrift. In vielfach eingehender und anschaulicher Darstellung werden Verstand und Begabung; praktischer Sinn, Mässigung, Vorsicht und Anpassung; Willenskraft, Widerstandskraft und Tätigkeitssinn; Gemütsstimmung; Ordnungssinn, Weitschweifigkeit und Eitelkeit besprochen; und stets werden jeweils die Zeichenkomplexe für die betreffenden Eigenschaften angegeben. Wir wissen wohl, dass die Feststellung der Ehrlichkeit aus der Handschrift nur sehr selten und nur mit Vorbehalt möglich ist. Es würde sich aber in einem Werke, welches speziell für die kaufmännischen Bedürfnisse bestimmt ist, empfehlen, kurz auf diese Tatsache hinzuweisen und vom psychologischen Gesichtspunkte die Schwierigkeiten darzulegen, welche sich meistens der genaueren Festlegung von Ehrlichkeit oder Unehrlichkeit entgegenstellen. Den Schluss des vierten Kapitels bilden einige Hinweise auf Verstellung und Fälschung von Handschriften und auf die Beschaffenheit von geeignetem Vergleichsmaterial. Das vom Verfasser empfohlene Verfahren erscheint uns sehr zweckmässig. Ausgehend nämlich von dem Gedanken, dass Schriftveränderungen um so schwieriger sind, je weniger Aufmerksamkeit dem Schreiben zugewendet werden kann, sagt der Verfasser: „Man lasse deshalb eine Person, welche man der Autorschaft eines Schriftstückes verdächtigt, niemals den Wortlaut desselben abschreiben. Auch darf man sich beim Diktieren nicht auf diesen Text beschränken. Vielmehr e r m ü d e man den Schreiber durch langes, schnelles Diktieren, streue unvermutet dieses oder jenes Wort des inkriminierten Schriftstückes hinein und lasse dann nach möglichst schnellem Diktat den Text des fraglichen Schriftstückes folgen."

Der fünfte Abschnitt, welchen Verfasser als Anhang bezeichnet, bespricht eine grosse Anzahl kaufmännischer Unterschriften und Namenszüge (Paraphen) und bietet also eine Ergänzung zu den letzten Beispielen des dritten Kapitels. Vielleicht hätte es übrigens für die kaufmännischen Leser dieses Buches noch Interesse gehabt, von jenen eigentümlichen Altersangaben in Paraphen zu erfahren, über welche Marer in den „Berichten" 1897 Mitteilung gemacht hat.

Zum Schlusse möchten wir noch eine kleine, allgemeine Ergänzung des Werkes für die hoffentlich bald erfolgende zweite Auflage desselben anregen, welche wohl gerade den viel rechnenden Kaufleuten willkommen sein dürfte, nämlich einen Hinweis darauf, dass selbstverständlich auch die Zahlen graphologischer Interpretation unterzogen werden können. Einige Beispiele hierfür werden sich leicht finden (wie z. B. die vielfach analoge Behandlung der Zahlen 1 und 7 mit lang, deutsch s und f, der Zahlen 0, 8, 9 mit o, a, und dergl. mehr). — B.

Für Redaktion verantwortlich: Dr. Ludwig Klages, München. — Druck und Papier von Gebr. Haertl, München.

Oskar Wilde.

Von Isabelle, Freifrau von Ungern-Sternberg.

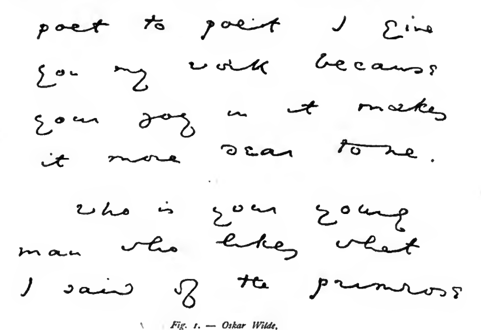
I. Allgemeines.

Oskar Wilde ist eine der rätselhaftesten und dabei anziehendsten Gestalten der Weltliteratur. Er veranschaulicht wie kein anderer das Wort Montaignes: „Der Mensch ist ein proteisches Geschöpf". Selten ist ein grosser Dichter so stark differenziert, so wechselnd, flüssig und schwer zu fassen, so ausgesprochen individuell bei so wenig Rückgrat im Wesen wie Wilde, mögen ihn auch Poe und Baudelaire an Seltsamkeit übertreffen. In weichen Umrissen tritt er vor unser geistiges Auge als ein anmutiges, genial angelegtes, wohl kaum auf Dauer berechnetes Pastellbild; eine Persönlichkeit, die erfühlt, nicht blos verstandesmässig zergliedert sein will. Sein Leben und Schaffen war erfüllt von unersättlichem Durste nach Schönheit und nach starken, künstlerischen Emotionen. Diesem Selbstgenuss entspricht auch der Eitelkeitsinstinkt, von ihm als ein gesundes und natürliches, weil beglückendes Element des Daseins erkannt.

Wer an das Gesetz der Wiedergeburt glaubt, fühlt sich versucht, ihn einen neuen Alkibiades zu nennen: der Grieche kürzt seinem Hund den Schwanz, um der goldenen Jugend Athens Staunen abzugewinnen, um einer Wette willen ohrfeigt er einen Ehrenmann, und — Wildes stets wiederholte Forderung lautet: „Die Gesellschaft muss verblüfft werden". („Society must be amazed.") Wenn er nach glänzend durchgeführten Wortgefechten eines in Geistesfeuerwerken sprühenden Abends glückselig ausrief: „I was amazing!" („Ich war verblüffend!"), so äussert er eine Empfindung, die auch Alkibiades gekannt haben muss. Und wie dieser lebt auch Wilde von Worten und berauscht sich an Paradoxien.

Beide waren Virtuosen der Geselligkeit, sorglich bemüht, sich alles Hässliche und Banale fern zu halten und so ihr Leben gleichsam zum Kunstwerk umzuschaffen. Dass es so wenig Bestand hatte liegt daran, dass sie die Arbeit und den Schmerz nicht mit unter die Bausteine aufnahmen. In beiden weckt die Ueberreiztheit des Geschmacks das Gelüste nach neuen, seltenen, absonderlichen Genüssen, daran sich ein abgestumpfter Gaumen noch erlaben mag. Wäre Wildes Leben nicht vorzeitig vernichtet

worden, so hätten wir vielleicht in des Dichters reiferen Jahren eine Abschwenkung zur Politik erlebt — eine weitere Parallele zu Alkibiades. Die Eitelkeit hätte Wilde hierzu treiben müssen. In der Literatur war er kein Zünftiger gewesen, der Band auf Band häufte, sondern durchaus ein genialer Dilettant, ein grosser Herr, der den Lockungen des Lebens seine Werke abstahl, ja abrang. Beim Schwinden von Jugend und Schönheit hätte der Lebenskünstler in ihm nach einer neuen, schärferen Würze des schaler gewordenen Daseins suchen müssen und sie vielleicht in politischem Ehrgeiz gefunden. Ihm, dem Kelten, dem Sohne des grünen Ir-


poet to poet I give
you my work because
your joy in it makes
it more dear to me.

who is your young
man who likes what
I said of the primrose

Fig. 1. — Oskar Wilde.

lands, hätte es nahe liegen müssen, sich zum Verfechter seiner Heimatinsel aufzuwerfen, wie dies schon seine Mutter, Lady Wilde, unter dem Decknamen „Speranza" getan hatte.

II. Das Geistesleben.

Beweglichkeit und Feinfühligkeit kennzeichnen Wildes Intellekt, dessen gleichzeitige Neigung zur Beschaulichkeit¹) zum Teil eine Folge sein dürfte der trägen Komplexion des Körpers, an den der rege Geist gebunden ist. Trotz des Strebens nach Ueberlegung mangelt ihm die Beson-

¹) Anmutig bewegte Schrift, einem Wellengekräusel vergleichbar; ziemlich viele Unterbrechungen; die Wörter werden gelegentlich nach dem Schluss zu kleiner. Schreibgeschwindigkeit mässig und linksläufige Schlingen. Daneben erweisen Vereinfachungen und Umbildungen die Schlagfertigkeit und Eigenart des Denkprozesses.

nenheit der Lebensklugheit[2]) und für die Weisheit hat er gelegentlich nur Geringschätzung. Vergeblich reagiert er gegen Ueberschwänglichkeit und Extravaganzen[3]). Was er als Mässigung[4]) erringt, darf nur als das schöne Mass in Leben und Kunst bezeichnet werden.

Sein zur Antithese neigender Geist belichtet scharfsinnig jede Seite der Dinge und kann sich im Spiel des Witzes nie genug tun. Die lebendige, sprühende gute Laune aber prägt einen der Ironie nahe verwandten Humor aus. Weniger ein Kritiker im gewöhnlichen Wortsinne war Wilde als ein Dialektiker und Feinschmecker des Geistes. Seine vielseitige im Studium der Griechen[5]) wurzelnde Kultur darf als eine ausschliesslich literarische und künstlerische bezeichnet werden; aus ihr erwächst der Aesthetiker und Aesthet, für den das „l'art pour l'art" keine blosse Redensart war. Ihm ist die Schönheit das Mass aller Dinge und demgemäss kehrt er Boileaus Formel also um: „Rien n'est vrai que le beau". Ein Lebenskünstler zugleich und ein Schauspieler des Lebens hat er nach neuen Masken Verlangen um sich über die Eintönigkeit des Individuums hinwegzutäuschen. Die von künstlerischem Hauche durchwehte Pose wird ihm ein Mittel zur Befriedigung und Betätigung seines Schönheitsdurstes. Gleich einer bösartigen, ansteckenden Krankheit meidet er alles Hässliche, ja erklärt es wohl gar für eine Todsünde. Die im Harmonischen lebende und webende Einbildungskraft[6]) erscheint mithin als das treibende, bestimmende Element in seinem Vorstellungsleben. Weichheit und rasche Reagibilität[7]) lassen Wilde erscheinen als völligen Stimmungsmenschen, „ein Spiel von jedem Druck der Luft"; er ist durchaus der impulsive Kelte, der sich als solcher aufs schärfste abhebt von der nüchternen Umwelt des Angelsachsentums.

III. Wille und Tat.

Ein Täter war Wilde ganz und gar nicht[8]), sondern er war geschaffen zum Genuss, zur Kontemplation und zur künstlerischen Produktion. Aus seinem Unvermögen zur Tat aber macht er eine Tugend; nur durch Lösung vom tätigen Leben können wir, wie er sagt, uns vergeistigen und nur durch Ausscheidung der Tatkraft unser Wesen der Vollkommenheit näher bringen. Zum Tun und Handeln scheinen ihm jene verdammt, die nicht gleich ihm zu träumen[9]) verstehen, jene Galerensklaven der Tat, die aus

---

[2]) Weite Schrift mit häufig grösser auslaufenden Wörtern.

[3]) Auseinandergezogene ungleichmässige Schrift mit linksläufigen Schlingen und Ausbuchtungen.

[4]) Kurze Schlusszüge in ästhetischer Schrift. Erstrebte Steilschrift, deren Winkel sich aber zwischen 75 und 105° bewegen.

[5]) Eigenartig umgebildete und vereinfachte Schrift, durchsetzt mit Drucktypen sowie griechischen ε und σ.

[6]) In bewegter, ungleichmässiger Schrift häufig weite, linksläufige Schlingen. Anmutige Formen.

[7]) Sehr runde Schrift; dazu die Merkmale von 6.

[8]) Allzu runde und weite Schrift. Abwesenheit regelmässiger Drucke. Die anfangs oft steigende Zeile sinkt fast immer zum Schluss.

[9]) Weichliche, eher langsam zu Papier gebrachte Schrift.

Furcht vor Langeweile freiwillig Frohndienste der Arbeit leisten und sich Zeit ihres Lebens an die Ruderbänke des Geschäftes schmieden lassen.

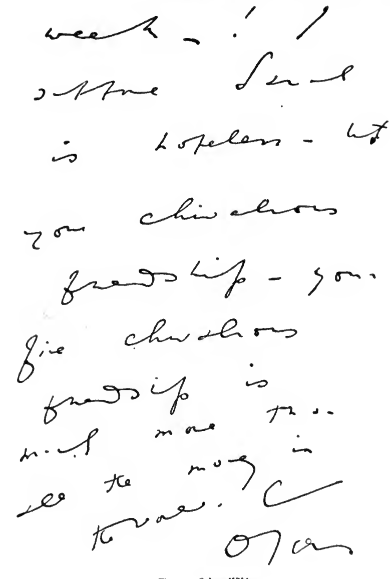

week — ! !
[illegible]
is hopeless — but
your chivalrous
friendship — your
fine chivalrous
friendship is
worth more than
all the money in
the world. Ever
Oscar

Fig. 2. Oskar Wilde.

Wilde aber leistet seine beste geistige Arbeit, wenn er müssig geht. Uebrigens steht er infolge seiner Weichlichkeit — ein in England ungewöhn-

liches Vorkommnis — allem Sport und Jagdvergnügen wegen der hierbei erforderlichen körperlichen Anstrengung ablehnend gegenüber. Ihm genügt vielmehr wie dem Weibe, dass seine Zunge sich Bewegung mache[10]), dass Bilder und Gedanken sich in seiner Vorstellung tummeln, jagen, überstürzen.

Nachhaltige Willenskraft fehlt Wildes durchaus[11]), ihn hebt der Elan, der erste feurige Anlauf; was aber nicht im Sturm genommen wird, das mag lange liegen bleiben. Seiner Tätigkeit mangelt die Stetigkeit; sie muss mit Mühe der Trägheit, der Arbeitsunlust[12]) abgewonnen werden. Sein Schönheitssinn allerdings kann sich im Feilen nie Genüge tun. So bedurfte er einst eines ganzen Vormittags, um ein Komma aus einem Satz zu streichen[13]), der ganze Nachmittag aber geht hin mit Erwägungen, die das gestrichene Komma wieder herstellen. Für Wilde war die Musse stets der Arbeit bester Teil. Unfähig zur beharrlichen Tätigkeit[14]) und dessen sich wohl bewusst, ringt er vergeblich mit dieser Schwäche. Hiermit mag es zusammenhängen, dass ihm längere, nach umfassendem Plane angelegte Schöpfungen nicht zu liegen scheinen. Was uns bei ihm entzückt, ist auf den ersten Wurf gelungen und — abgesehen vom Feilen der Einzelheiten — ganz aus der Gunst des Augenblicks geboren.

IV. Das Gemütsleben.

Wilde ist weder typischer Verstandes- noch typischer Gemütsmensch, sondern ästhetischer Sensualist. Seine eindrucksfähige Weichheit schreckt zurück vor dem Anblick von Armut und Alter, von Hässlichkeit und Gewöhnlichkeit. In ihrer Gegenwart empfindet er lebhaftes Mitleid mit — sich selbst, weil all diese unschönen, traurigen Dinge den Spiegel seines Vorstellungslebens trüben und also die Harmonie seiner Existenz beeinträchtigen.

Seine Freundschaften sind Freundschaften auf intellektueller und künstlerischer Grundlage[15]), hervorgegangen aus dem Wohlgefallen an einer schönen, seltenen Individualität. Nicht Selbstzweck[16]) sind sie, sondern Mittel zu geistig und ästhetisch gesteigerter Geselligkeit, Anreger des Stimmungswechsels und Mitteilungsdranges.

Die Selbstsucht Wildes hat keine Beziehung zu Neid, Hass, Rachsucht oder Böswilligkeit[17]). Er wird zum geistvollen Lobredner des Egoismus als des Strebens nach Erhöhung der Persönlichkeit; ihm ist die Ei-

[10]) Häufig »offene« Buchstaben und grösser auslaufende Wörter.

[11]) Geringer Federdruck bei teigigem Duktus.

[12]) Sinken der Zeile in weichlicher Schrift.

[13]) Leidlich sorgfältige Interpunktion. Die i-Punkte meist mitten über dem Grundstriche angebracht.

[14]) Die Zeilenführung nicht sehr regelmässig. Es fehlt an Ecken, Verknotungen und Häkchen.

[15]) In wenig geneigter Schrift die Merkmale für Bildung und Kunstverständnis.

[16]) Es fehlen die Kennzeichen für grössere Zärtlichkeit, als da sind stark geneigte, mehr verbundene Schrift mit stärkerem Druck.

[17]) Gerundete, schön geformte Züge ohne Spitzen und Ecken.

genliebe ein notwendiger Bestandteil der Menschenwürde und muss sogar im alltäglichen Leben als eine Würze des Verkehrs betrachtet werden, denn „wenn die Leute über etwas anderes reden als über sich selbst, pflegen sie tötlich langweilig zu sein". Wilde mag mithin als ausgesprochener Individualist gelten,[18]) doch ist er durchaus entfernt von schroff oder kalt auf sich gestellter Eigenlebigkeit.

Er wusste vielmehr ausgeprägtesten Individualismus mit weichherzigem, grossmütigem Altruismus[19]) zu verschmelzen, — eine spezifische Form des Egoismus, wie sie unter bestimmten physiologischen Voraussetzungen regelmässig auftritt.

Wilde besass mehr Güte als Liebe[20]). Die Forderung, sich aufzuopfern[21]), hätte er jederzeit von sich gewiesen als schmähliche Zumutung und unberechtigten Eingriff in seine Persönlichkeit; Resignation vollends wäre ihm einem täglichen Selbstmorde gleichgekommen.

Den Gefühlen der Freundschaft und Liebe ergab sich Wilde nie leidenschaftlich, sondern erlebte sie vielmehr nur als Aesthetiker und feinfühliger Sensualist. Die Handschrift bestätigt ja durchaus seinen gar nicht einmal paradox gemeinten Ausspruch: „Wer mag gern konsequent sein? Wer tut sich etwas zu gut darauf? Nur der Dummkopf und der Doktrinär". Und in der Tat zählte Wilde das Recht, sich selbst zu widersprechen, zu seinen Menschenrechten. Wo aber der Gedanke also fliesst, da kann auch das Gefühl weder Festigkeit noch Dauer gewinnen und siegreich muss sich das vermeintliche Recht auf Unbeständigkeit[22]) zu behaupten wissen.

Unfähig, sich in ausschliesslicher, hingebender Leidenschaft an ein „Du" zu verlieren, schwärmt Wilde vielmehr im Vollgenuss des eigenen Gefühls. So scheint er ganz dazu angetan, sich lieben zu lassen und wo er selber liebt, nur die Geschöpfe seiner eigenen Phantasie anzubeten. Aus dieser Sinnesart ergibt sich die relative Unfähigkeit zur Eifersucht[23]).

Sein eindrucksfähiges Gemüt und sein ästhetischer Sensualismus[24]) verlangt von der Gattin Güte, Anmut und Schönheit, ferner Vornehmheit der Gesinnung in Uebereinstimmung mit jener von Luxus gehobenen Vornehmheit der Erscheinung — was der Engländer mit der vielsagenden Formel „lady-like" zusammenfasst. Die Rücksicht auf schöne Form des Verkehrs wird aber bei Wilde weiter fortbestanden haben, auch als ihm das Glück der Ehe anfing, historisch zu werden.

V. Wilde als Gentleman.

Wie De la Rochefoucauld, der immer nur der vornehme Weltmann (gentilhomme), nicht der Schriftsteller (homme de lettres), sein

18) Erster Buchstabe häufig getrennt in mehr steiler Schrift.
19) Erster Buchstabe ebenso oft gebunden in weicher, gerundeter, gefälliger Schrift.
20) Wohl anmutig gerundete, doch wenig geneigte Schrift.
21) Ueberwiegen der Buchstabentrennung; dazu die Merkmale von 12, 14, 17 und 19.
22) Labiler Duktus.
23) Völlige Abwesenheit energisch und rücksichtslos durchgezogener linksläufiger Haken.
24) Schön geformte, grosse, runde Züge. Die Haarstriche gehen in die Grundstriche über.

wollte, so kehrt auch Wilde stets geflissentlich den „gentleman" heraus. Als solcher kann er ja wohl Literat sein nach Laune und Begabung, aber zu den Berufsschriftstellern will er nicht gerechnet werden. Er ist durchaus aristokratisch und immer bemüht, jenem höchsten Ideal der englischen Gesellschaft zu entsprechen. Gemäss einem englischen Sprichworte bedarf es sieben Generationen, um die feinste Blüte des Gentleman hervorzubringen. Ein Begriff, so spezifisch englisch, dass er in Deutschland wohl kaum völlig verstanden wird, da er sich weder mit Edelmann, Kavalier oder „edler Mann" deckt, obschon der „perfect gentleman" eine genau abgewogene Mischung dieser drei Begriffe ist. Zunächst tritt das Formale sehr in den Vordergrund; ohne das tägliche Bad und einen guten Schneider ist ein Gentleman undenkbar. Seinem Wesen nach erscheint dieser Begriff als das „Schöne-Gute" der Griechen, als die „mens sana in corpore sano" der Lateiner unter anderen Bedingungen in eine neue Kultursphäre übertragen. Innerlich und äusserlich sucht Wilde dem Begriffe des Gentleman gerecht zu werden. Im Verkehr mit Niederstehenden sanft und gelassen, mit seinesgleichen verbindlich und gehalten[25]), so erweist er sich überall und jederzeit im wahren Sinne des Wortes als — wie sein Freund sich mit einem Wortspiele ausdrückt — ein „gentleman and a gentle man". Auch in England nämlich gehört das klassische „Irasci crede profanum" zur unumgänglichen Vollendung des vornehmen Individuums, das in seiner vollkommensten Ausprägung durch vorsichtige Gleichgiltigkeit und Impassibilität nicht selten geradezu abstossend wirken kann. Demgemäss strebt denn Wilde beständig nach Selbstbeherrschung als einem Ingredienz des schönen Masses, aber er erreicht sie nur in einem gewissen Grade, weil seine Spontaneität der Hinreissungsfähigkeit ziemlichen Spielraum lässt[26]).

Der wahre Gentleman ist ferner ohne Selbständigkeit nicht denkbar. Wilde aber widerstrebt nicht nur der Anpassung, Anähnlichung an Unkongeniales, sondern ist ihrer geradezu unfähig; überall wahrt er die Distanz[27]). Umso empfindlicher[28]) freilich erscheint seine Eindrucksfähigkeit, wo sich eigene Neigungen mit der Tendenz berühmter Muster berühren und leicht unterliegt er bis zur Nachahmung den Suggestionen, welche hervorragende literarische Persönlichkeiten und Künstler auf ihn ausüben. Hier ist ein Zwiespalt, welcher sich aus Wildes mehr vielheitlich-flüssiger, denn einheitlich-fester Natur ergeben musste.

In gelassen vornehmer Ruhe soll der Gentleman erhaben gegenüber allen Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten beharren, obwohl er das Recht hat „fastidious" („anspruchsvoll") zu sein. Kann auch von übelnehmerischem

[25]) Vornehme, trotz der Bewegung im Erstreben der Steilheit gehaltene Schrift ohne Spitzen und Keulen in den meist vorgeworfenen t-Strichen.

[26]) Ungezwungene und unregelmässige Schrift. Wechsel des Neigungswinkels, der Richtung und der Geschwindigkeit.

[27]) Schöne Züge bei erstrebter Haltung.

[28]) Bewegliche und runde Schrift.

Nachtragen bei des Dichters Leichtlebigkeit nicht[29]) die Rede sein, so ist doch der Künstler im Gentleman leicht verletzbar durch schreiende Farben und üble Gerüche, durch lautes, unfeines Benehmen, durch seine Empfindlichkeit gegen alles Unharmonische und Banale. Verborgen hinter dem vom Anstand gebotenen Gleichmut ist, paradox gesprochen, steter Wechsel[30]) das einzig beständige Moment seines Stimmungslebens. Zum Teil dürfte dies besonders bedingt sein durch die Abhängigkeit des stets regen Geistes von einem indolenten, des Komforts bedürftigen Körper. Rasch flackert die Lebendigkeit auf, um ebenso schnell wieder zu verlöschen[31]). Die Unregelmässigkeit dieses Rhythmus entspricht den zufälligen Reizungen, auf die reagiert wird; unerschöpflich ist seine Wissbegier und stets befindet er sich gleichsam auf Jagd nach neuen Sensationen. Wo der Reiz des Schönen, Mannigfaltigen, Auserlesenen fehlt, da setzt zugleich mit der Indifferenz auch die Indolenz ein[32]). „Zigaretten", sagt Wilde gelegentlich einem Freunde, „haben wenigstens d e n Vorzug, uns stets unbefriedigt zu lassen".

Eine unerlässliche Forderung an den Gentleman ist D i s k r e t i o n: Schweigsamkeit über eigene und Verschwiegenheit über die intimen Angelegenheiten anderer; die Verfehlungen der Vornehmen betrachtet Wilde als „Literatur", als höchst willkommenen Stoff zu Lustspielen.

Zum Gentleman gehört ferner eine offene Hand; er muss sich mit Anstand bis zu einem gewissen Grade übervorteilen lassen, darf in Geldsachen keine Interessiertheit verraten. Ueber diese Forderungen geht Wilde weit hinaus[33]); ganz dem Zauber des Augenblicks hingegeben, vornehmlich sorgloser Lebenskünstler, ist er vollständig fern von Berechnung, Vorsicht und Erwerbssinn; das Gold zerrinnt unter seinen Händen. Unendlich schwer[34]) muss es ihm gewesen sein, zeitweilig einem Berufe zu genügen, welcher Ordnung und Pünktlichkeit erforderte. Unbedingte Z u v e r l ä s s i g k e i t verlangt man vom Gentleman; aber hier muss auch beim redlichsten Willen der Mensch der Stimmung versagen, mag seine Ehrenhaftigkeit, wie bei Wilde, noch so sehr über jeden Zweifel erhaben sein. Die W a h r h a f t i g k e i t jedoch, welche ebenfalls zum Begriffe des Gentleman gehört, entspricht Wildes Naturell durchaus; ja, Offenheit und Mitteilungsbedürfnis überschreiten bei ihm nicht selten die Grenze der Vorsicht[35]). Misstrauen ist ihm völlig fremd; ganz ausgefüllt vom Augenblick, besitzt er grösste Vertrauensseligkeit, welche ja ein Bestandteil künst-

---

[29]) Neigungswinkel 75—105°.

[30]) Bei einem noch eben harmonischen Rhythmus der Bewegung Ungleichmässigkeit nach: Richtung, Neigung, Wortgrösse (diese sowohl zunehmend als abnehmend).

[31]) Wechsel auch in der Schreibgeschwindigkeit.

[32]) Weichliche Schrift bei häufigem Nachlassen des Tempos.

[33]) Weit ausgezogene Schrift mit breiten Rändern und ungenauer Buchstabenausführung. Diese Art der Vereinfachung deutet in runder Schrift auf: »fünf grade sein lassen«.

[34]) Die Schrift strebt vor allem auseinander in ganz ungewöhnlichem Masse.

[35]) Weite, zwanglose Schrift. Kein Punkt hinter dem Namen. Keine Zuschleifungen der a, o, g.

lerischer Lebensharmonie ist. Nur in scheinbarem Widerspruche zur Offenheit, weil aus dem Verlangen nach Schönheit entspringend, stehen die Pose und die wechselnden Masken, in denen Wilde sich gefällt[36]). Er selbst empfindet dieses Spiel, das der Unaufrichtigkeit so nahe kommt, als eine Methode, durch die er beliebig seine Persönlichkeit vervielfältigen kann. An den Mitgliedern der guten Gesellschaft, zu welcher er sich rechnet, pflegt ja nur die von ihnen getragene Maske interessant zu sein, nicht aber die dahinter verborgene Wesenheit. Als Künstler ist Wilde im Recht, wenn er seine Persönlichkeit wie einen Rohstoff behandelt. Erfinden und das Erfundene darstellen unbekümmert um die alltägliche Wirklichkeit, ist ja Zweck und Ziel der Kunst. Ueber dem Künstler kommt hier freilich der Gentleman zu kurz. Diese Form erweist sich als zu eng für die vielgestaltige Persönlichkeit.

Als Gentleman ist Wilde der geborene Gesellschaftsmensch, ganz dazu geschaffen, sich als Löwe der vornehmen Kreise anstaunen und verhätscheln zu lassen; ein leicht empfindsamer Zug leiht seiner Rede Anmut: er berauscht sich an seinen eigenen Worten; der Beifall der Zuhörer bringt die „joie de vivre" erst recht zum Bewusstsein und hebt ihn über sein eigenes Ich hinaus. Wen aber dermassen nach Bewunderung verlangt, der ist weit entfernt, von jenem wirklichen, selbstgenügsamen Stolz[37]), welcher gerade den vollendeten Gentleman kennzeichnet. Sehr wohl nämlich kann, wie wir es bei Prosper Merimée finden, äusserster Stolz neben äusserster Bescheidenheit[38]) bestehen: Gleichgiltigkeit gegen Lob, geboren aus der Geringschätzung der Menge.

Wildes Idealismus, der sich freiwillig keine Last auferlegt, weist auch die Bürde der Herrschsucht von sich[39]); wer herrschen und beeinflussen will, begibt sich in Abhängigkeit von den Beherrschten und Beeinflussten, er verpfändet seine Freiheit und verschwendet Unsummen von Lebensenergie an den Nächsten.

Zusammenfassend müssen wir also sagen, dass Wilde dem angelsächsischen Begriffe des Gentleman insofern nicht entspricht, als er häufig hinter ihm zurückbleibt und ebenso häufig über ihn hinauswächst. Er verleiht diesem Begriffe ein künstlerisches Gepräge.

Hiermit hängt zweifellos die verschiedene Beurteilung des Dichters durch andere zusammen: für die einen musste er ein Stein des Anstosses und des Aergernisses sein wegen seiner Exzentrizitäten; umso fesselnder

---

[36]) Anmutig auftretende Selbstgefälligkeit spricht sich aus in der Rundheit der Schrift, die sich namentlich in den Wellenlinien der ausgeschweiften y und g gewissermassen spreizt. So schreibt jemand, dessen Schaffen in Musse, wo nicht im Müssiggange vor sich geht. Die gewundene Linie ist die Linie der Anmut; hier in dieser Uebertreibung erweist sie die Eitelkeit und das Streben zu gefallen Dass aber innerhalb der Pose noch ein Stück spontaner Natur verblieben, erhellt aus der Beweglichkeit und daraus, dass nie eine vollständige Steilschrift erzielt wird.

[37]) Die Majuskeln gehen wohl in die Breite, aber nicht in die Höhe. Die treppenförmigen M sind nicht auffallend.

[38]) Einfache, enge, steile, eckige Schrift mit hohen Majuskeln und treppenförmigem M.

[39]) Weder hochgesetzte, druckkräftige t-Striche, noch durchgezogene Schlussstriche der g, h, y u. s. w.



aber wirkte seine Individualität in künstlerischen und weniger an das Herkömmliche gebundenen aristokratischen Kreisen, bezaubernd durch Witz und Beredtsamkeit, blendend und unwiderstehlich, wo er gewinnen, Aufsehen erregen und Bewunderung ernten will.

Das Vorgefühl nahenden Unheils[40]) hat Wilde Zeit seines Lebens bedrückt; dichterische Intuition (vergl. den berühmten Essay „Pen, Pencil and Poison“) liess ihn das Interdikt ahnen, welches englischer Moralfanatismus über seinen Namen und sein Lebenswerk verhängen sollte.

Wohl haben wir oben bereits festgestellt, dass seinem Feuereifer im Beginnen nicht die Ausdauer entspricht[41]). Innerhalb der flüssigen, proteischen Persönlichkeit schlummern indes manche Möglichkeiten, die ihn vielleicht auf den Gipfel des Ruhmes geführt hätten bei Vertiefung seines Wesens im Schwinden von Jugend und Schönheit. Das Schicksal aber zwang ihm den Namenswechsel auf und nahm ihm damit zu weiterem dichterischem Schaffen den Antrieb zur Mehrung seines literarischen Ruhmes; hierdurch musste die dichterische Kraft in ihm zugleich mit der Freudigkeit und Sorglosigkeit vernichtet werden. (Bekanntlich war es Wilde nach verbüsster Strafe unmöglich, unter seinem Namen weiter zu publizieren). Vielleicht aber hätte Wilde an einem anderen tragischen Konflikte zugrunde gehen können: beim Nahen des Alters muss er, der allseitigen Schönheitskultus forderte und betätigte, sich selbst von seinem Ideal ausschliessen! Auf das Rettungsmittel des Ehrgeizes literarischer oder politischer Art wurde bereits hingewiesen. Fraglich aber erscheint es, ob Wilde die Kraft hierzu besessen hätte. Vielleicht hätte seine Schwäche jenes jähe Abschliessen von der Welt erwählt, welches M a u p a s s a n t in einer Novelle schildert: Um ewig jung und schön zu bleiben im Bewusstsein derjenigen, die ihn so gekannt und so vergöttert haben, zieht sich der Held in ein abgelegenes Schloss zurück und lebt, ein vor der Zeit Abgeschiedener, nur der Erinnerung; innerhalb seines Besitztums gibt es keine Spiegel, die seine Illusion stören könnten; nur Dieneraugen sehen den allmählichen Verfall seiner Blüte; er stirbt in Einsamkeit und wandelt ewig jung unter den Sterblichen.

VI. Wilde als Künstler.

In Wilde überwiegt das ästhetische Empfinden so sehr über alle anderen seelischen Stimmungen, dass er als die reinste Ausprägung des künstlerischen Temperaments betrachtet werden darf. Die anderen Aeusserungen seines Wesens wirken nur als Ausprägungen seines Künstlertums, bedingt durch dasselbe und innerhalb desselben sich zusammenschliessend zu höherer Einheit. Mag er sich als Kritiker auszeichnen, als Immoralist und Sophist philosophieren, mag er in seiner Lebensführung als ein Nichttäter versagen oder sich betätigen als ein Aesthet, ein Individualist

[40]) Durchgehend abfallende Zeile, schon von M i c h o n als ›Fatalité‹ gedeutet.

[41]) In weicher, etwas schmieriger Schrift beständige Ansätze zu raschem Ansteigen, die stets in sinkender endigen.



und ein Epikuräer, all diesen verschiedenen Aeusserungen liegt eines zugrunde: der Künstler an sich.

Wilde liebt die wechselnden Masken ästhetisch bedingter Schauspielerei; ihm eignet wie jedem hervorragenden Mimen die Gabe, Seele, Ausdruck und Antlitz zu wechseln[42]). So bezaubert er durch die Vorspiegelung der Schönheit und der Mannigfaltigkeit, so erweitert er die der Individualität gesetzten Schranken. Hiermit hängt zusammen die ihm so häufig zur Last gelegte Pose, die „gewollte, bewusst festgehaltene schöne Form", geboren aus der Erkenntnis von der Monotonie des Daseins und der Enge der Persönlichkeit, als ein Ausdruck seines Verlangens nach Reichtum und Buntheit des Lebens. Wieviel Wahrheit sich in diesem Wechselspiel der Masken barg als den Erscheinungsformen seiner vielgestaltigen Individualität, konnten nur die Nächststehenden ermessen; den übrigen sollte diese ästhetische Pose ein glänzendes Aushängeschild sein. Durch eine scharfe Grenze von der moralischen Pose geschieden, darf sie wohl als ein Merkmal des bildenden, an sich bildenden Künstlers gelten, wennschon nicht als das Kennzeichen des höheren Menschen überhaupt. Fremd dem Germanen, der entweder dem Formal-Schönen gegenüber das Charakteristisch-Schöne bevorzugt oder aber auf innigste Durchdringung von Form und Gehalt ausgeht, entspricht die ästhetische Pose umsomehr den Neigungen des Kelto-Romanen, dem geborenen Rhetoriker, welchem Schlichtheit gleichbedeutend ist mit Armut. In Wildes Maskenspiel und in der ganzen Pose seines Lebens betätigt sich seine Ueberzeugung von der Selbstherrlichkeit des Individuums. Aus ihr erwuchs ihm auch wohl die Wertschätzung des Verbrechens als einer Schönheit durch seine Elemente der Kühnheit, Klugheit, Seltenheit. Er selbst aber war aus weicherem Stoff geformt und nicht dazu angetan, in raffinierter Grausamkeit die äussersten Konsequenzen der ästhetischen Blasiertheit und Neugierde zu ziehen.[43]) Die Einbildungskraft des Dichters jedoch träumt sich hinein in die Allmacht eines Weltbeherrschers wie Nero, dem die seltensten Emotionen der Grausamkeit und Wollust zu gebote stehen; in der Phantasie malt er sich aus, was ihm die Wirklichkeit nicht bietet. Besass Wilde demnach auch keine positive Grausamkeit, so darf man doch bei ihm vielleicht insofern von negativer Grausamkeit[44]) sprechen, als er in grösster Gleichgültigkeit fast für alles verharrt, was ihn nicht ästhetisch erregt. Er war unempfindlich für jene, die ihm fern standen oder ihn durch Gewöhnlichkeit, Unbegabtheit, Hässlichkeit abstiessen. Gleichgesinnte jedoch am Genuss der eigenen Güter teilnehmen zu lassen, ist ihm eine Mehrung des eigenen Glücks. So verflocht sich in der Seele dieses Individualisten aufs engste Egoismus[45]) mit

[42]) Unregelmässige, bewegte, anmutig gerundete, vornehme Schrift; dazu labiler Duktus.

[43]) Nicht durchgehend steil, kein starker Druck, keine Anschwellungen etc.

[44]) Häufige Buchstabentrennung und Linksläufigkeit in einer zur Steilheit wenigstens tendierenden Schrift.

[45]) Spielraum der Neigung 75—105°. In weicher Schrift linksläufige Schlingen und häufige Trennung der Majuskeln.

Güte, Grossmut und Freigibigkeit[46]). Er tut sich selber wohl, wenn er dem Freunde wohl tut; ja, indem er sein persönliches Machtgebiet erweitert, Glanz, Licht und Fülle von sich auf andere ausstrahlen lässt, gelangt er erst recht im Wiederschein von Dank und Huldigung, zum Vollgenuss der eigenen Persönlichkeit. Ein derartiger Individualist jedoch, dem die Erhöhung des Ich alles bedeutet, lehnt unbedingt die Selbstopferung ab[47]) als Herabminderung der eigenen selbstherrlichen Persönlichkeit. Selbstlosigkeit, die sich an andere zu verlieren vermag, ist ihm gleichbedeutend mit Farblosigkeit.

VII. Wildes Ende.

Der labile Duktus von Wildes Handschrift zeigt die typische Physiognomie eines Stimmungsmenschen, der Fühlen, Denken und Handeln weder in Vorurteilen noch in Grundsätzen verankert. Das Problem von Wildes Homosexualität[48]) entzieht sich durchaus noch der graphologischen Beurteilung, da die Forschung bis jetzt kein genügendes Handschriftenmaterial besitzt. Hingewiesen werden mag aber in Wildes Handschrift auf das Fehlen einiger spezifisch männlicher Eigenschaften wie: körperlicher Mut[49]), Tatkraft, Festigkeit und Entschlossenheit und auf das Vorhandensein einiger vornehmlich weiblicher Eigenschaften wie: Weichlichkeit und Indolenz als Kehrseite des Sensualismus, Redetrieb und allzu rege Mitteilungslust an Stelle des Tatendranges, selbstgefällige Eitelkeit und ästhetisch bedingte Nachahmungssucht. Vielleicht ergibt sich zum Teil aus diesem Einschlag weiblicher Eigenschaften das Fesselnde an Wildes Charakter, das flüchtige, fliessende Element seiner Wesenheit, wir möchten sagen der Duft der Persönlichkeit. Hier liegt vielleicht eine Inkongruenz der Handschrift mit gewissen wesentlichsten Lebensäusserungen, mindestens aber eine Grenze für die graphologische Analyse und Synthese einer derartig differenzierten Natur, die all den Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Dekadenz enthält.

Pathalogisches ist in Wildes Handschrift nicht zu finden, auch nicht in der Probe Fig. 2, sobald wir absehen von der begreiflichen Erregung durch Angst und Hoffnung, Krankheit und Kränkung.

Eine weitere Schriftprobe, nach fast 2jähriger Haft geschrieben, konnte leider aus technischen Gründen nicht reproduziert werden. Zeugt in ihr auch der beständig bekämpfte abfallende Duktus von einem schwer bedrückten Gemüt, so zeigt sich doch im übrigen eine grosse Ausgeglichenheit der Stimmungen und ein unter den schwierigsten Verhältnissen gewahrter Gleichmut voll Geduld und Ergebung, sowie ohne Bitterkeit und Bosheit. In

---

[46]) Weit ausgezogene Schrift mit gefälligen Rundungen; grosse Ränder und Zwischenräume.

[47]) Aufopferungsfähigkeit ergibt sich aus verbundener, geneigter, fester Schrift bei nicht zu grosser Eckigkeit oder Unregelmässigkeit.

[48]) Siehe Schrift 1, ein Brief an den Freund.

[49]) Weichlich runde Schrift bei grosser Beweglichkeit.



durchaus würdiger Weise reagiert Wilde gegen den Druck der Verhältnisse und sucht sich nach Kräften der Entmutigung zu erwehren.

Einsamkeit und harte Zwangsarbeit waren ihm weder geistig, noch körperlich verhängnisvoll geworden. Erst die so heiss ersehnte Freiheit sollte ihn tief erbittern und ihm Beleidigungen und Enttäuschungen bringen, denen seine weiche Natur nicht gewachsen war. Auf der Höhe seines Lebens in Schaffenskraft und Ausprägung der Individualität sehen wir ihn von bangen Ahnungen bewegt. Der festere Druck, die grössere Ausweitung der gesamten Buchstaben und die riesigen Wortzwischenräume und Ränder zeugen von einer sich vollkommen auslebenden Persönlichkeit: Willkür im Denken, Handeln und Gebahren; ein Sich-Ausleben in Schönheit und Freiheit, aber auch in Schranken- und Rücksichtslosigkeit. Ein viertes der Veröffentlichung leider ebenfalls nicht zugängliches Schriftstück vergegenwärtigt das Ebben von Wildes Lebenskraft. Das Schriftstück enthält eine ungeduldige Mahnung an seinen Verleger, etwa 1½ Jahre vor dem Tode geschrieben; dieses Blatt nun zeigt in erschütternder Weise den körperlichen Verfall und geistigen Niedergang. Hier äussert sich eine krankhafte Erregung im jähen, stossweisen Ansteigen der Zeilen; der Duktus ist überaus schwächlich, ungeordnet und nachlässig. Das Schriftstück besitzt ein durchaus pathologisches Gepräge, wozu wahrscheinlich die Wirkungen von Morphium und von alkoholischen Getränken wesentlich beigetragen haben. Nach Form und Weite, mit Ausnahme der fortgefallenen Ränder, schliesst sich diese Schrift der Figur 2 an. Die Riesenzwischenräume sind also nicht auf Rechnung der Aufgeregtheit zu setzen, sondern weisen hin auf die gewohnheitsmässige Verschwendung und Ungebundenheit. Der Mangel an Enthaltungsvermögen und weiser Beschränkung, welcher im Reichtum überhandnahm, besteht mithin auch jetzt noch. Das Fehlen des Randes auf der ersten Seite, sein Zusammenschrumpfen auf den zwei folgenden lässt freilich das Bewusstsein der Notwendigkeit des Sparens erkennen, aber auch zugleich die Unfähigkeit, zu rechnen und zu berechnen. Die ermüdete Hand ist unfähig zum Federdruck, sie huscht höchst flüchtig über die Ausführung der Buchstaben hinweg und bildet nur noch Hieroglyphen. Jede Anstrengung wird vermieden, abgeschliffen bis zur Unleserlichkeit erscheint die Schrift; alles ist willenschwache Entmutigung. Wohl blieben dem Geiste noch Feinfühligkeit und rasche Auffassung, aber die Fähigkeit, sich zusammenzuraffen, ist ebenso geschwunden wie Kraft, Arbeitslust und Produktivität. Haltlos sinkt die Unterschrift: er hat sich selber aufgegeben. Der dreifachen Oede von Haus-, Heimat- und Namenlosigkeit ist der einst alles Glück zu sehr Gewohnte nicht gewachsen: sein Stern neigt sich zum Untergange.

Mitteilungen.

Geschichte der Graphologie.

Goethes Annalen.

Seit den Tagen Henzes und Michons unterliess wohl niemand, der einen graphologischen Aufsatz schrieb, die Richtigkeit der Graphologie im abgekürzten historischen Verfahren gleichsam dadurch zu beweisen, dass er einige bedeutende Dichter und Gelehrte zitierte, welche irgendwo einiges über die Möglichkeit von Beziehungen zwischen Handschrift und Charakter geäussert haben. Niemals fehlte selbstverständlich hierbei Goethes Name. Wieder und wieder musste jener Brief an Preusker vom 30. April 1820 als grossartigstes Beweisstück dienen, um durch diese Aeusserung der gewaltigsten und deshalb beliebtesten deutschen Autorität nicht nur eine günstige Meinung zu erwecken für die Richtigkeit der Graphologie, sondern auch aufs neue die Universalität und den genialen, vorschauenden Blick für kommende, wissenschaftliche Probleme zu zeigen, welchen Goethe übrigens zweifellos vielfach besass. Ob er allerdings auch in den Fragen von „Handschrift und Charakter" mit gleichem Rechte als unfehlbare Berufungsinstanz dienen darf, erscheint uns mehr und mehr fraglich. Gewiss: Goethe hat sich verschiedentlich geäussert, dass die Handschriften etwas Charakteristisches enthalten und dass man daraus vielleicht auf manche Eigenschaft des Schreibers schliessen kann; auch hat er selbst Handschriften gesammelt; jedoch scheint es uns, als ob diese Tätigkeit und dieses Interesse nur eine sehr untergeordnete Rolle spielte im Kreise der verschiedenartigen Beschäftigungen Goethes. Wir haben bereits früher darauf hingewiesen, dass nicht Goethe es war, welcher Lavater zu seinen ersten Aeusserungen über Handschrift und Charakter angeregt hat, wie noch Preyer vermutete[1]); und wir haben ferner gezeigt, dass nichts zur Annahme berechtigt, Goethe habe das vielseitige Problem von „Handschrift und Charakter" prinzipiell bereits erkannt, obwohl allerdings feststeht, dass im Goetheschen Hause Handschriften betrachtet wurden und dass auch die graphische Eigenart derselben nicht unbeachtet blieb[2]).

Eine Bestätigung dieser Auffassung hat uns neuerdings die Lektüre von Goethes „Annalen" gegeben, welche 1819 angefangen und 1830 veröffentlicht wurden. In die Jahre 1824/25 dürfte wohl die Hauptarbeit gefallen sein, nachdem im Sommer 1823 der Bibliothekssekretär Kräuter Goethes sämtliche Papiere, Tagebuchblätter, Briefe und dergl. aktenmässig geordnet hatte. Inhaltlich werden in den Annalen, wie Goedeke sagt: „überhaupt nur die Richtungen verfolgt, die Goethes künstlerisches und wissenschaftliches Verhalten angehen", d. h. also seine Tätigkeit und sein Interesse, nicht seine Erlebnisse. Gerade die Annalen müssen mithin zeigen, welche Bedeutung für Goethe das Authographensammeln hatte und wie er zu dem Problem von Handschrift und Charakter sowie zu den ähnlichen Problemen der Physiognomik stand, bezw. wie seine Auffassung davon in den Jahren 1823/25 war und wie er seine frühere Stellung zu jenen Problemen beurteilte.

---

[1]) »Die Anfänge der Handschriftenbeobachtung bei Lavater und Goethe«. (Vgl Graph. Monatshefte 1901, S. 32—34.)

[2]) »Goethe und Eckermann als Handschriftenbetrachter«. (Vgl. Graph. Monatshefte 1901, S. 58—62.)

Bei der Kürze der Darstellung, welche die Jahre bis 1789 in den „Annalen" erfuhren, ist es begreiflich, dass hier Goethe nicht seiner Beziehung zu Lavater Erwähnung tut und auch nichts sagt über seinen Anteil an der „Physiognomik". Vielleicht auch erschien ihm diese frühere Tätigkeit nicht mehr sonderlich von Wert.

Das Jahr 1797 bietet eine erste interessante Mitteilung: „Vor meiner Abreise verbrannte ich alle an mich gesandten Briefe seit 1772 aus entschiedener Abneigung gegen Publikationen des stillen Gangs freundschaftlicher Mitteilungen." Goethe hat, wie Biedermann in seinen Erläuterungen der Weimarer Goetheausgabe (1.73 Seite 79) erwähnt, „öfters solche Abrechnungen mit der Vergangenheit" gehalten. Allerdings, wie an gleicher Stelle ausgeführt wird, handelte es sich hier durchgehend um eigene schriftliche Aufzeichnungen und dgl. In der zitierten Stelle aus den „Annalen" aber sind es die an Goethe gesandten Briefe aus einem Zeitraum von 25 Jahren! Und der Goethe von 1825, welcher dieses berichtet und welcher selbst Authographensammler ist, findet kein Wort des Bedauerns darüber, dass auf solche Weise eine ausserordentliche Anzahl von Handschriften verschiedenartiger Persönlichkeiten zugrunde ging! Er konstatiert vielmehr nur, dass all diese Briefe verbrannt wurden aus „entschiedener Abneigung gegen Publikationen des stillen Gangs freundschaftlicher Mitteilungen". So sehr wir auch dieses Motiv begreifen, eben so sehr würden wir aber glauben, dass Goethe in so radikaler Weise nicht verfahren wäre, falls er bereits 1797 ein grösseres Interesse für Autographen besessen hätte, falls ihm die eminente Bedeutung des Problems von Handschrift und Charakter nur irgendwie aufgegangen wäre. Unter den zahlreichen Briefen gleicher Personen dürften sich doch immer einzelne befunden haben, welche inhaltlich keine Bedeutung besassen und mithin nur als Handschrift in Betracht kommen konnten. Derartige Schriftstücke der verschiedenen Personen vor der Verbrennung herauszusuchen müsste Goethen aber ein Bedürfnis gewesen sein, wofern er eine Erkenntnis von der graphologischen Bedeutung der Handschrift bereits 1797 besessen hätte.

Erwähnung tut Goethe im Jahre 1797 auch des Verkehrs mit Woltmann und den Gebrüdern Humboldt; bekanntlich hatten auch diese Interesse für Handschriften und waren der Ansicht, dass Beziehungen zwischen Handschrift und Charakter beständen. Crépieux-Jamin zitiert eine Erzählung[3]), wie Alexander von Humboldt in Paris den Verlobten einer adeligen Dame aufs ungünstigste nach seiner Handschrift beurteilte; die Verlobung ging infolgedessen zurück und es zeigte sich auch später, dass die Beurteilung Humboldts durchaus richtig war. Wo die zuerst von Günther-Schulz zitierte[4]) Aeusserung Woltmanns sich findet, bezw. in welche Zeit sie fällt, ist leider bis jetzt noch nicht festgestellt; es ist daher unbestimmt, ob Woltmann und Alexander von Humboldt bereits im Jahre 1797 ihre bezl. Ansichten über Handschrift und Charakter hatten. Zu bedenken ist aber, dass schon damals die überaus wichtige und leider bis jetzt weder inhaltlich noch historisch genügend gewürdigte Abhandlung Grohmanns erschienen war (1792).

Das Jahr 1798 bringt eine kurze Notiz, die ihres charakterologischen Interesses wegen hier zitiert sein mag: „Ferner, um das Mentale sichtlich darzustellen, verfertigten wir zusammen mancherlei symbolische Schemata So zeichneten wir eine Temperamentrose wie man eine Windrose hat".

Eine höchst beachtenswerte allgemeine Aeusserung Goethes über seine Stellung zu neuen wissenschaftlichen Problemen wie die Physiognomik, Phrenologie

[3]) »Praktisches Lehrbuch der Graphologie«, 5. Aufl., S. 26 f.
[4]) »Handbuch für Autographensammler«, S. 114.

u. dgl. ergibt sich anlässlich der Ablehnung eines Lustspieles „Der Schädelkenner". Wir glauben diese Stelle vollständig anführen zu müssen.

„Dass wir aber alles Misswollende, Verneinende, Herabziehende durchaus ablehnten und entfernten, davon sei Nachstehendes ein Zeugnis. Zu Anfang des Jahres war mir durch einen werten Freund ein kleines Lustspiel zugekommen, mit dem Titel: der Schädelkenner, die respektablen Bemühungen eines Mannes wie Gall lächerlich und verächtlich machend. Ich schickte solches zurück mit einer aufrichtigen allgemeinen Erklärung, welche als ins ganze greifend hier gar wohl einen Platz verdient:

„Indem ich das kleine, artige Stück als bei uns nicht aufführbar zurücksende, halte ich es nach unserm alten freundschaftlichen Verhältnisse für Pflicht, die näheren Ursachen anzugeben.

„Wir vermeiden auf unserm Theater so viel wie möglich alles, was wissenschaftliche Untersuchungen vor der Menge herabsetzen könnte, teils aus eigenen Grundsätzen, teils weil unsere Akademie in der Nähe ist und es unfreundlich scheinen würde, wenn wir das, womit sich dort mancher sehr ernstlich beschäftigt, hier leicht und lächerlich nehmen wollten.

„Gar mancher wissenschaftliche Versuch, der Natur irgend ein Geheimnis abgewinnen zu wollen, kann für sich, teils auch durch Charlatanerie der Unternehmer eine lächerliche Seite bieten, und man darf dem Komiker nicht verargen, wenn er im Vorbeigehen sich einen kleinen Seitenhieb erlaubt. Darin sind wir auch keineswegs pedantisch; aber wir haben sorgfältig alles, was sich in einiger Breite auf philosophische oder literarische Händel, auf die neue Theorie der Heilkunde u. s. w. bezog, vermieden. Aus eben der Ursache möchten wir nicht gern die Gallische wunderliche Lehre, der es denn doch so wenig als der Lavaterischen an einem Fundament fehlen möchte, dem Gelächter preisgeben, besonders da wir fürchten müssten, manchen unserer achtungswerten Zuhörer dadurch verdriesslich zu machen".

Interessant an dieser Aeusserung Goethes erscheint uns besonders, dass kein Wort fällt über die Ansicht, welche Goethe selbst von physiognomischen, phrenologischen Problemen u. dgl. hatte. Vermuten möchten wir, dass er ihnen mit Vorsicht zugeneigt war, aber keinen näher fixierten Standpunkt besass.

Die damalige Sitte der Stammbücher wird gelegentlich erwähnt; 1804 spricht Goethe davon, dass in Jena Knaben „die Stammbücher hin und her trugen und das Einschreiben sollizitierten". Ebenso erwähnt er im nächsten Jahre, dass der Polyhistor B e i r e i s sich in das Stammbuch seines Sohnes eingetragen habe mit einer seine vielseitigen Kenntnisse aufzählenden Unterschreibung. Endlich 1821, anlässlich eines Besuches, welchen ihm das Grossfürstenpaar Nikolaus und Alexandra abstatteten, sagt er: „Der Frau Grossfürstin kaiserliche Hoheit vergönnten einige poetische Zeilen in das zierlich-prächtige Album verehrend einzuzeichnen". Nirgends aber fällt ein Wort darüber, wie sehr gerade Stammbücher zu vergleichenden Handschriftenbetrachtungen anregen könnten. Auch bei Gelegenheit der Erwähnung der letzten im Februar und März gewechselten „fliegenden Blätter" zwischen ihm und S c h i l l e r fällt kein Wort über Schillers Handschrift, denn die Worte, dass jene Blätter von „seinen Leiden, von Tätigkeit, Ergebung und immer mehr schwindender Hoffnung" zeugen, beziehen sich auf den Inhalt.

Ueber G a l l s phrenologische Vorträge, welche dieser im August 1805 begonnen hatte, berichtet Goethe eingehend. Er spricht von G a l l s bewunderungswürdiger Beobachtung und gibt auch einige phrenologische Bemerkungen, welche Gall über ihn gemacht habe. So nahe es hier nun liegen müsste, dass der Goethe von 1823/25 auch kurz erwähnt hätte, ob und wie weit damals andere



physiognomische Forschungen sein Interesse erregten — nichts dergleichen findet sich.

Ueber das Autographensammeln Goethes erfahren wir zuerst im Jahre 1806. Er schreibt: „Ebenso wurde die Sammlung von eigenhändig geschriebenen Blättern vorzüglicher Männer beträchtlich vermehrt. Ein Stammbuch der Walchischen Familie seit etwa den Anfängen des achtzehnten Jahrhunderts, worin Maffei voraussteht, war höchst schätzenswert, und ich dankte sehr verpflichtet den freundlichen Gebern. Ein alphabetisches Verzeichnis des handschriftlichen Besitzes war gedruckt; ich legte solches jedem Brief an Freunde bei und erhielt dadurch nach und nach fortdauernde Vermehrung."

Aus dieser Aeusserung ergibt sich mehreres. Goethe musste seine Authographensammlung bereits früher begonnen haben, denn er erwähnt, dass sie 1806 „beträchtlich vermehrt" wurde. Ob der Anfang der Sammlung jedoch vor das Jahr 1797 zurückreicht, möchten wir infolge der damals verbrannten Briefe bezweifeln. Sodann ergibt sich aus der eben zitierten Stelle, dass Goethe bei seinem Sammeln nur die eigenhändig geschriebenen Blätter „vorzüglicher Männer" berücksichtigte. Er sammelte also nicht Handschriften schlechthin oder charakteristische Handschriften oder Handschriften von historisch irgendwie in Betracht kommenden Persönlichkeiten, d. h. Männern und Frauen, sondern nur solche von „vorzüglichen Männern".

Bezüglich des von Goethe erwähnten alphabetischen Verzeichnisses liegt nach Biedermanns Anmerkung (Seite 97 der Weimarer Edition, l. c.) jedoch ein Irrtum vor: „dies geschah erst Ende 1811; erst damals wurde die Sammlung alphabetisch geordnet und verzeichnet. Ein späterer Druck des Verzeichnisses als der erwähnte von 1811 abgesandte ist nicht erfolgt".

Dieser Irrtum Goethes ist aber unwesentlich, höchstens könnte man daraus schliessen, dass sein Interesse für die Authographensammlung nur ein mehr äusserliches gewesen sei. Jedenfalls würde bei einem tieferen Interesse für das Sammeln von Authographen und für das Wachsen der Sammlung jener Irrtum etwas auffallender sein.

Wenige Zeilen nach der eben erwähnten Aeusserung Goethes finden wir folgendes:

„Aber betrüben musste mich ein Brief von Hackert; dieser treffliche Mann hatte sich von einem apoplektischen Anfall nur insofern erholt, dass er einen Brief diktieren und unterschreiben konnte. Es jammerte mich die Hand, die soviel sichere Charakterstriche geführt, nun zitternd und unvollständig den eigenen, so oft mit Freude und Vorteil unterzeichneten Namen bloss andeuten zu sehen."

Mag auch diese Aeusserung Goethes zunächst etwas frappieren, so glauben wir doch, dass es viel zu weit gegangen wäre, hierin mehr als eine äusserliche Konstatierung zu sehen.

Wie wenig ihm die tiefere Bedeutung der Handschrift bekannt war, erhellt übrigens wohl am drastischsten aus seiner Wertschätzung der Kalligraphie. Eine darauf bezügliche Aeusserung haben wir bereits früher mitgeteilt. Der Bericht über das Jahr 1808 enthält eine weitere: „Ich schreibe ein Gedicht zu Ehren und Freuden dieser würdigen, auch mir gewogenen Dame, welches in der Mitte eines grossen Blattes, kalligraphiert, mit dem bilderreichsten Rahmen eingefasst werden sollte".

Die für Graphologen wichtigste Stelle der „Annalen" ist folgende Aeusserung Goethes zum Jahre 1809:

„Auch eine Sammlung von eigenen Handschriften bedeutender Personen ward dieses Jahr durch Freundesgunst ansehnlich vermehrt, und so bestärkte sich der Glaube, dass die Handschrift auf den Charakter des Schreibenden und seine jedesmaligen Zustände entschieden hinweise, wenn man auch mehr durch Ahnung als durch klaren Begriff sich und andern davon Rechenschaft geben könne; wie es ja bei aller Physiognomik der Fall ist, welche bei ihrem echten Naturgrunde nur dadurch ausser Kredit kam, dass man sie zu einer Wissenschaft machen wollte."

Hieraus ergibt sich deutlich, dass Goethe wohl den Glauben hegte, die Handschrift weise hin auf den Charakter des Schreibenden, dies aber mehr für eine Gefühlssache hielt und ausdrücklich bezweifelte, dass eine wissenschaftliche Untersuchung und Darlegung der Beziehungen von Handschrift und Charakter möglich wäre.

Da das Authographenverzeichnis Goethes erst im Jahre 1811 gedruckt wurde und infolgedessen ihm von verschiedenen Seiten Handschriften übermittelt wurden, so könnte man vermuten, dass Goethe in dem Berichte über das Jahr 1812 wenigstens letztere Tatsache würde erwähnt haben; das ist jedoch nicht der Fall. Erst in den Ausführungen über das Jahr 1820 begegnen wir einer weiteren und gleichzeitig der letzten einschlägigen Aeusserung Goethes in den „Annalen":

„Als mit bildender Kunst einigermassen verwandt, bemerke ich hier, dass meine Aufmerksamkeit auf eigenhändige Schriftzüge vorzüglicher Personen dieses Jahr auch wieder angeregt worden, indem eine Beschreibung des Schlosses Friedland mit Faksimiles von Wallenstein und anderen bedeutenden Namen aus dem dreissigjährigen Kriege herauskam, die ich an meine Originaldokumente sogleich ergänzend anschloss."

Das Interessanteste an dieser Aeusserung sind die Eingangsworte: „Als mit bildender Kunst einigermassen verwandt"; d. h. für Goethe ist die Handschrift mehr ein ästhetisches als schlechthin ein charakteristisches, ein physiognomisches Gebilde. Bei solcher Auffassung allerdings begreift sich auch die Wertschätzung der Kalligraphie.

Goethes Aufmerksamkeit für Handschriften wird hauptsächlich durch die Fertigkeit des Schreibens erregt; dies zeigt sich zum Beispiel auch in einer anderen Notiz des Jahres 1820, wo er bemerkt, dass dem Bibliothekschreiber Compter die Nachahmung alter Schriftzüge ganz besonders glückte; von dem Problem der Handschriftennachahmung fällt kein Wort.

Hans. H. Busse.

Varia.

Die Bedeutung der Handschrift in rechtlicher Beziehung.

Unter „Handschrift" im engeren Sinne haben wir die durch das handzeichnerische Aneinanderreihen von Buchstaben der Kurrentschrift entstehende fortlaufende Zeilenbildung zu verstehen. Im weiteren Sinne gilt als Handschrift jede Schrift, der irgend ein Schreibsystem zugrunde gelegt ist, bei dem aber immerhin die Hand die Schriftbildung direkt vermittelt, z. B. Stenographie im Gegensatz zu Maschienenschrift, Geheimschrift im Gegensatz zu Telegraphenschrift. Der Gesetzgeber legt nun dieser „Handschrift" im engeren wie im weiteren Sinne grundsätzlich eine besondere Bedeutung nicht bei; denn es kommt ihm lediglich auf die handschriftliche „Unterschrift", Unterzeichnung an*). Da, wo im Gesetz schriftliche Form einer Erklärung, eines

*) Auf eine einzige Ausnahme komme ich unten noch zu sprechen.

Rechtsgeschäfts vorgeschrieben ist, muss die Urkunde von dem Aussteller nur durch eigenhändige Namensunterschrift abgeschlossen werden (§ 126, Abs. 1 Bürgerl. Gesetzbuch). Steht nämlich die Echtheit der Namensunterschrift fest, so hat die über der Unterschrift stehende Schrift die Vermutung der Echtheit für sich (§ 440, Abs. 2 Zivilprozessordnung); es wird vermutet, dass durch die Unterzeichnung eines Schriftstückes dessen Inhalt gewollt ist und gebilligt werde (vergl. auch § 416 CPO.). Leute, die des Schreibens unkundig sind, gibt es bei uns heutzutage nur wenige, es sind Ausnahmen. Aber gleichwohl hat man für solche und ähnliche Fälle, in welchen eine Person aus physischen Gründen nicht schreiben kann, z. B. beim Verlust einer Hand oder des Augenlichts, das willkürlich gewählte Handzeichen (z. B. drei Kreuze) der eigenhändigen Namensunterschrift gleichgestellt, jedoch unter der einen Voraussetzung, dass dieses Handzeichen gerichtlich oder notariell beglaubigt wird (§ 126, Abs. 1 BGB.; vergl. z. B. auch Art. 94 Wechselord.). Wer aber selbst diese Handzeichen nicht zu machen imstande ist, (z. B. beim Verlust beider Arme), der muss die gerichtliche oder notarielle Beurkundung (§ 126, Abs. 3 BGB.) wählen, da die Unterzeichnung durch einen Stellvertreter grundsätzlich ausgeschlossen ist. Die Namensunterschrift muss „eigenhändig" vom Aussteller einer (Privat-)Urkunde vorgenommen werden; weder Druck, noch Siegel, noch Stempel vermögen die eigenhändige Unterzeichnung zu ersetzen.

I. Schriftlichkeit, im Gegensatz zur Mündlichkeit einer rechtswirksamen Erklärung ist in folgenden Fällen besonders vorgeschrieben: 1. Die Quittung: § 368 BGB. Der Gläubiger hat gegen Empfang der Leistung auf Verlangen ein schriftliches Empfangsbekenntnis zu erteilen. Ueber die Quittung bei Wechselzahlungen vergl. Art. 39 WO.; über die Quittung des pfändenden Gerichtsvollziehers § 757 CPO. Die Quittung enthält ein aussergerichtliches Geständnis und hat als Privaturkunde grundsätzlich volle Beweiskraft. Tritt in einem Rechtsstreit die Frage auf, ob eine gewisse Forderung bezahlt sei oder nicht, so hat, wenn der die Zahlung Behauptende eine Quittung hierüber vorlegt, der Gegner des Beweisführers (also der Aussteller) zu erklären, ob die Unterschrift echt sei. Erfolgt die Erklärung nicht, so wird die Urkunde als anerkannt angesehen (§ 439 CPO.). Die Echtheit einer nicht anerkannten Privaturkunde ist zu beweisen. Steht die Echtheit der Namensunterschrift fest oder ist das unter der Urkunde befindliche Handzeichen gerichtlich oder notariell beglaubigt, so gilt, wie schon erwähnt, auch die über der Unterschrift oder dem Handzeichen stehende Schrift als echt (§ 440 CPO.). Der Beweis der Echtheit oder Unechtheit einer Urkunde kann auch durch Schriftvergleichung geführt werden (§ 441 CPO.). In diesem Falle hat der Beweisführer zur Vergleichung geeignete Schriften vorzulegen und erforderlichen Falls den Beweis der Echtheit derselben anzutreten. Das eben Gesagte gilt auch für die weiterhin zu nennenden handschriftlichen Privaturkunden. 2. Die Prozessvollmacht: § 80, Abs. 1 CPO. Die Vollmachterteilung des BGB. (§ 167) ist dagegen an keine Form gebunden. 3. Miet- und Pachtverträge, die für längere Zeit als 1 Jahr geschlossen werden (§ 566 und § 581, Abs. 2 BGB.). Wird diese schriftliche Form nicht gewählt, so gilt der Vertrag als für unbestimmte Zeit geschlossen; die Kündigung ist jedoch dann nicht für eine frühere Zeit als für den Schluss des ersten Jahres zulässig. 4. Der Bürgschaftsvertrag: § 766 BGB. Soweit aber der Bürge die Hauptverbindlichkeit erfüllt, wird der Mangel der Schriftlichkeit geheilt. 5. Schuldversprechen und Schuldanerkenntnis: §§ 780 bis 782 BGB. Sofern die Bürgschaft das Schuldversprechen oder Schuldanerkenntnis auf seiten des Bürgen oder Schuldners ein Handelsgeschäft ist, ge-

nügt die Mündlichkeit des Vertrages (vergl. § 350 Handelsgesetzbuch). Kommen hier aber Minderkaufleute (Kaufleute minderen Rechts, wie sie § 4 HGB. aufzählt) inbetracht, so muss die Schriftlichkeitsform bei den genannten Verträgen gewahrt werden (§ 351 HGB.). 6. Die Anweisung: § 783 BGB. Die Bestimmungen der §§ 783—792 BGB. gelten auch für die kaufmännische Anweisung. Die Bestimmungen der §§ 783—792 BGB. gelten auch für die kaufmännische Anweisung. Hier ist auch der Wechsel und Scheck zu erwähnen. 7. Der Leibrentenvertrag: § 761 BGB. 8. Die Schuldverschreibung auf den Inhaber: § 793 BGB. Hier genügt zur Unterzeichnung auch eine im Weg der mechanischen Vervielfältigung hergestellte Namensunterschrift, nicht dagegen die durch Druck vervielfältigte Namensunterzeichnung des Ausstellers, sondern nur die Verwendung eines Klisches des Namenszuges; vgl. die Unterschriften bei Pfandbriefen, Obligationen, Banknoten u. dgl. 9. Die Abtretungserklärung der durch Hypothek gesicherten Forderung: § 1154 BGB. 10. Die Mitteilung der Uebernahme einer Hypothekenschuld: § 416, Abs. 2 BGB. 11. Das Stiftungsgeschäft unter Lebenden: § 81 BGB. 12. Der gewerbliche Lehrvertrag: § 126 b Gewerbeordnung. Dies gilt nicht für die Handlungslehrlinge; vergl. auch § 77 HGB. Soweit es sich um Verträge handelt, dessen schriftliche Aufzeichnung das Gesetz verlangt, muss die Unterzeichnung der Parteien auf derselben Urkunde erfolgen Werden über den Vertrag mehrere gleichlautende Urkunden aufgenommen, so genügt es, wenn jede Partei die für die andere Partei bestimmte Urkunde unterzeichnet (§ 126, Abs. 2 BGB.). Die Normierung der Bestimmungen über die Errichtung von gerichtlichen oder notariellen Urkunden und Beglaubigungen ist dem Landrecht überlassen. Vergl. Einführungsges. z. BGB. Art. 141 und Art. 151, soweit nicht § 167 und § 183 des Reichsgesetzes über die freiwillige Gerichtsbarkeit eine gewisse Direktive hier vorschreibt. Danach sind nämlich für gerichtliche Beurkundungen von Rechtsgeschäften, sowie für gerichtliche Beglaubigungen von „Handzeichen" die Amtsgerichte zuständig, für die öffentliche Beglaubigung einer „Unterschrift" ausser den Amtsgerichten auch die Notare. In welchen Fällen die „Handzeichen" zu beglaubigen sind, haben wir schon oben erwähnt.

II. Weiter gibt es noch besondere hier zu nennende Fälle, in denen die öffentliche Beglaubigung einer Erklärung vom Gesetz gefordert wird. In diesen Fällen muss die Erklärung schriftlich abgefasst und die Unterschrift des Erklärenden von der zuständigen Behörde beglaubigt werden (§ 129 BGB.). Diese Fälle sind: 1. Die Abschrift der Vereinssatzungen: § 66, Abs. 2 BGB. 2. Die Anmeldungen zum Vereinsregister durch die Mitglieder des Vorstandes und die Gesellschaftsliquidatoren: § 77 BGB. 3. Die Anfechtung der Ehe durch den überlebenden Ehegatten, wenn die Ehe durch den Tod des zur Anfechtung nicht berechtigten Ehegatten aufgelöst worden ist: § 1342, Abs. 1 BGB. 4. Der Verzicht eines anteilberechtigten Abkömmlings auf seinen Anteil am Gesamtgut bei der allgemeinen, bezw. fortzusetzenden Gütergemeinschaft; § 1491 BGB. Vergl. auch die Alternative unter sub. Ziffer V, 8. 5. Die Untersagung der Führung des Namens des geschiedenen Ehemannes durch diesen, wenn die Frau allein für schuldig erklärt ist: § 1577, Abs. 2 BGB. 6. Die Anfechtung der Ehelichkeit eines Kindes nach dessen Tod durch den Ehemann: § 1597 BGB. 7. Der Verzicht des Vaters auf die Nutzniessung des Kindesvermögens: § 1662 BGB. 8. Die Erklärung des Ehemannes, dass er dem unehelichen Kinde seiner Ehefrau seinen Namen erteile, sowie die hierzu erforderlichen Einwilligungserklärungen der Mutter und des Kindes: § 1706, Abs. 2 BGB. 9. Die Ausschlagung einer Erbschaft: § 1945, Abs. 1 BGB.

III. Ausserdem gibt es eine Reihe von Fällen, in denen einem Beteiligten das Recht zusteht, die öffentliche Beglaubigung der Erklärung, d. h. der Unterschrift des Erklärenden oder einer Aschrift zu verlangen. Hierher gehören: 1. Die Abschrift von Eintragungen in das Vereinsregister: § 79 BGB. 2. Das Anerkenntnis, dass eine Schuldforderung bezahlt sei, wenn der Gläubiger zur Rückgabe des ausgestellten Schuldscheines ausserstande ist: § 371 BGB. 3. Die Abtretung einer Forderung seitens des bisherigen Gläubigers: § 403 BGB. 4. Das Verzeichnis der Sachen eines „Sachinbegriffes" (z. B. eines Warenlagers, Inventars), an dem ein Niessbrauchrecht bestellt wird: § 1035 BGB. 5. Das Verzeichnis des Bestandes eines eingebrachten Gutes beim gesetzlichen Güterstand zweier Ehegatten: § 1372 BGB. 6. Die Bestandaufnahme der Gütermassen bei der Errungenschaftsgemeinschaft: § 1528 BGB. 7. Jede Privaturkunde auf Verlangen des Prozessgegners: § 80, Abs. II CPO.

IV. Eine schriftliche Form verlangt das BGB. schliesslich noch in folgenden Fällen: 1. § 32, Abs. 2: Auch ohne Versammlung der Mitglieder eines Vereines ist ein Beschluss giltig, wenn alle Mitglieder ihre Zustimmung zu dem Beschluss schriftlich erklären. 2. § 33, Abs. 1: Zur Aenderung des Zweckes des Vereins ist die Zustimmung aller Mitglieder erforderlich; die Zustimmung der nicht erschienenen Mitglieder muss schriftlich erfolgen. 3. § 59: Bei der Anmeldung eines Vereines zur Eintragung ins Vereinsregister ist die Satzung in Urschrift und Abschrift, sowie eine Abschrift der Urkunden über die Bestellung des Vorstandes mit einzureichen. Die Satzung soll von mindestens 7 Mitgliedern unterzeichnet sein und die Angaben des Tages der Errichtung enthalten. 4. § 111: Ein einseitiges Rechtsgeschäft (im Gegensatz zu dem „Vertrag"), das der Minderjährige ohne die erforderliche Einwilligung des gesetzlichen Vertreters vornimmt, ist grundsätzlich rechtsunwirksam. Unter Vorlegung einer schriftlichen Einwilligungserklärung des gesetzlichen Vertreters kann aber der Minderjährige einem Dritten gegenüber ein einseitiges Rechtsgeschäft rechtswirksam vornehmen. 5. Der § 127 ermöglicht zwei Vertragsschliessenden auch noch eine andere Form: die gewillkürte Form, die durch Rechtsgeschäft (Vertrag) besonders vereinbart werden kann, z. B. dass die Kündigung oder Verlängerung eines Vertragsverhältnisses schriftlich erfolgen müsse. Zur Wahrung der Form genügt hier im Zweifel auch die telegraphische Uebermittelung und bei einem Vertrrage der Briefwechsel der Kontrahenten. Wird eine solche Form gewählt, so kann nachträglich eine dem § 126 BGB. entsprechende Beurkundung verlangt werden. (Siehe oben.) Als Briefwechsel genügt jede schriftliche Mitteilung; eine Namensunterschrift wird hier nur dann erfordert werden müssen, wenn der Brief von einem anderen als dem Beteiligten oder z. B. mit Maschinenschrift geschrieben wurde, weil eben in der eigenhändigen Namensunterzeichnung ein wesentliches und zuverlässiges Moment der persönlichen Verpflichtung, von „Treu und Glauben" liegt. Wenn hingegen der Kontrahent den Brief eigenhändig geschrieben hat, wird der Mangel seiner Namensunterschrift oder die Abkürzung derselben keine weiteren Bedenken erregen, da durch die Handschrift ja allein schon die Identität des Schreibenden mit dem Erklärenden jederzeit festgestellt werden kann. Im kaufmännischen Geschäftsverkehr wird man aber mit allem Recht, wenn nicht ausschliesslich die Form des § 126 BGB., so doch zum mindesten nur mit eigenhändiger Unterzeichnung des Kontrahenten oder dessen Bevollmächtigten versehene Briefe als vollgiltige und bindende Erklärungen verlangen. Das Verkehrsbedürfnis erfordert auch oft eine möglichst rasche Bereitstellung einer Erklärung in Fällen, wo eine gewöhnliche schriftliche Erklärung durch Brief oder gar formellen Vertrag nutzlos wäre; hier soll daher auch eine telegraphischische Uebermittelung der Erklärung ge-

stattet und genügend zur Rechtswirksamkeit sein, wenngleich die Unterschrift der so übermittelten Erklärung nicht identisch ist mit der des Erklärenden. Ein Missbrauch ist aber insofern hier leicht ausgeschlossen, als eine solche Erklärungsübermittelung nur unter Geschäftsgenossen im Gebrauch sein und Erfolg auf Beachtung haben wird. Im Zweifel müsste man sich eben die nachträgliche schriftliche Form der Erklärung nach Massgabe des mehrerwähnten § 126 BGB. sichern. Auch sei noch daran erinnert, dass das Telegraphenamt die Urschrift des Telegramms (d. i. das Original) eine gewisse Zeit über aufbewahrt, das im Streitfalle gemäss § 432, Abs. 1 CPO. um Herausgabe der Urkunde ersucht werden könnte.

V. Eine gerichtliche oder notarielle Beurkundung fordert das BGB. für die nachstehenden Fälle: 1. Für den Vertrag, durch den sich eine Person verpflichtet, ihr gegenwärtiges Vermögen oder einen Bruchteil desselben zu übertragen oder mit einem Niessbrauche zu belasten: § 311 BGB. 2. Für den Vertrag, der unter künftigen Erben über den gesetzlichen Erbteil oder den Pflichtteil (d. i. die Hälfte des gesetzlichen Erbteils) eines von ihnen geschlossen wird: § 312, Abs. 2 BGB. 3. Für den Vertrag, durch den ein Miterbe über seinen Anteil an einem Nachlasse verfügt: § 2033 BGB. 4. Für den Erbvertrag: § 2276 BGB. 5. Für den Erbverzichtsvertrag: § 2348 BGB. 6. Für den Vertrag, durch den der Erbe die ihm angefallene Erbschaft verkauft (Erbschaftskauf): § 2371 BGB. 7. Für den Ehevertrag: § 1434 BGB. 8. Für den Vertrag, durch den ein anteilberechtigter Abkömmling auf seinen Anteil an dem Gesamtgut (bei der fortgesetzten Gütergemeinschaft) dem überlebenden Ehegatten und den übrigen anteilberechtigten Abkömmlingen gegenüber verzichtet: § 1491, Abs. 2 BGB. 9. Für die Zustimmungserklärung eines in der Geschäftsfähigkeit beschränkten*) Ehegatten hinsichtlich der Verfügung des anderen Ehegatten über die Rechte eines anteilberechtigten Abkömmlings bei allgemeiner, bezw. fortgesetzter Gütergemeinschaft**): § 1516, Abs. 2 BGB. 10. Für die Ehelichkeitserklärung: § 1730 BGB. 11. Für die Einwilligungserklärung der Eltern (bezw. der Mutter) zur Annahme eines noch nicht 21jährigen ehelichen Kindes (bezw. unehelichen Kindes), sofern der Einwilligende in der Geschäftsfähigkeit beschränkt ist: § 1748, Abs. 2 BGB. 12. Für die Uebertragung des Eigentums an Grundstücken: § 313 BGB., und die Auflassung des Grundstückes: §§ 873 und 925 BGB. 13. Für den Vertrag, durch den eine Leistung schenkungsweise versprochen wird (Schenkungsversprechen): § 518 BGB. 14. Für das Testament: § 2231, Ziffer 1 BGB. Diese Vorschrift ist aber keine zwingende, da man noch andere Arten der Verbriefung letztwilliger Verfügungen wählen kann.

VI. Vor allem sei hier das „eigenhändig geschriebene und unterschriebene" Testament näher besprochen (§ 2231, Ziffer 2 BGB.). Dies ist die einzige Ausnahme, in der das Gesetz eine Handschriftenidentität bezüglich des Inhalts und der Unterzeichnung der Erklärung verlangt. Hier kommt die Beweiskraft der „Handschrift" zur vollen Geltung. Regelmässig ist kein Zeuge bei der Errichtung eines solchen Testamentes gegenwärtig, der Erblasser und Testator verstorben. Aus dessen Namensunterschrift allein könnte man nur mit zweifelhafter Sicherheit die Identität des Erklärenden und Unterzeichnenden schliessen. Das ist aber anders, wenn das ganze Testament von einer Hand, vom Testator allein geschhrieben ist. Bei der grossen Tragweite, die einem Testament regelmässig zuzuschreiben ist, war diese Vorschrift wohl berech-

*) Vergl. hierüber die §§ 104 und 114 BGB. Beschränkt geschäftsfähig ist z. B. der Entmündigte.

**) Ein ehelicher Abkömmling kann entweder von der fortgesetzten Gütergemeinschaft ausgeschlossen werden, oder sein Anteil am Gesamtgute kann ihm entzogen, gekürzt oder einem Dritten zugewendet werden (§§ 1511—1515 BGB.).

net. Unser BGB. hat sich hier genau dem Standpunkt des bis 1. Januar 1900 linksrheinisch in Geltung gewesenen Code civil angeschlossen, der in Art. 970 sagt: „Le testament olographe ne sera point valable, s'nil n'est écrit en entier, daté et signé de la main du testateur". § 2231, Ziffer 2 BGB sagt: Ein Testament kann in ordentlicher Form errichtet werden „durch eine von dem Erblasser unter Angabe des Ortes und Tages eigenhändig geschriebene und unterschriebene Erklärung". Der Testator darf seine letztwilligen Verfügungen also weder mit Hilfe der Schreibmaschine niederschreiben noch einem Dritten diktieren. Andererseits ist aber durchaus keine Form verlangt, selbst nicht hinsichtlich der Schrift und des Schreibmaterials (Tinte, Blei, Kreide etc.). Es muss aber der Wille des Erblassers aus der wie auch immer niedergeschriebenen Handschrift klar ersichtlich sein, so dass die Anwendung einer Geheimschrift das Testament ungiltig machen würde. Trotz alledem ist demjenigen, der die Form des eigenhändig geschriebenen und unterschriebenen Testaments wählt, besondere Vorsicht anzuraten, da in der Praxis das Gericht gerade in solchen Fällen der Testierung mit einer übergrossen Genauigkeit und Strenge mehr an dem Buchstaben als an dem Sinne des Gesetzes festhält. Hier ein Beispiel aus der Praxis: Ein in Breslau verstorbener Spediteur hinterliess ein handschriftliches Testament, in dem er Frau und Kinder zu Erben einsetzte. Die Erben erkannten das Testament an, doch verweigerte ihnen das Nachlassgericht den Erbschein, da das Testament aus folgenden Gründen ungültig sei: Es trage nämlich am Kopfe in Druckschrift den Vermerk „Breslau, den . . . . ., X-Strasse No. Y"; der Tag der Errichtung des Testaments war in den Zwischenraum vom Erblasser handschriftlich eingefügt. Da nun der Ort der Errichtung („Breslau") gedruckt sei, so entspreche das Testament nicht der Bestimmung, dass alle Teile des Testamentes geschrieben sein müssen. Dieser Auffassung hatte sich im Instanzenweg auch das Kammergericht angeschlossen. Radierungen oder Durchstreichungen und Korrekturen durch den Testator sind in derartigen Testamenten wohl zulässig, insofern dadurch nicht der Inhalt der Erklärung in Zweifel gezogen werden kann. Wer des Lesens und Schreibens nicht kundig ist (z. B. auch Blinde) kann natürlich auch nicht diese Form der Testamentserrichtung wählen, ebenso nicht ein Minderjähriger (§ 2247 BGB. vergl. aber auch § 2229, Abs. 2). Diese können ein Testament nur durch mündliche Erklärung errichten, die von einem Richter oder Notar protokollarisch aufgenommen wird (§ 2238, Abs. 2 BGB.).

Eine andere hier zu nennende Art der Testamenterrichtung ist die Uebergabe einer „Schrift" an einen Richter oder Notar mit der mündlichen Erklärung, dass die „Schrift" den letzten Willen enthalte (§ 2238 BGB.). Diese Schrift braucht indes keine „Handschrift" zu sein, es kann ebensogut auch Maschinen-, Druck-, ja, auch Stenographieschrift sein, wenn nur der Inhalt der „Schrift" deutlich erkennbar ist. Auch einer anderen Sprache als der üblichen Landessprache kann sich der Testator bei Abfassung seiner Testamentschrift bedienen, wenn er einer anderen Sprache mächtig ist. Eine Unterschrift ist hier ebensowenig erforderlich als eine eigenhändige Niederschrift, weil jeder etwaige Mangel durch eine Beurteilung des die „Schrift" in Empfang nehmenden Beamten geheilt wird. Auf eine Besprechung der anderen Formen der Errichtung eines Testaments kann es hier nicht ankommen.

VII. Schliesslich sei nach dieser eschöpfenden Zusammenstellung der civilrechtlichen Bestimmungen über die Schriftlichkeit gewisser Erklärungen noch auf einige in zweiter Linie hierhergehörige Bestimmungen des Handelsgesetzbuches hingewiesen: § 43: Führung der Handelsbücher (Anwendung einer lebenden Sprache); § 100: Tagebuch des Handelsmäklers; § 94: die obligato-

rische Schlussnote des Handelsmäklers; § 148, Abs. 3: die Firmenzeichnung der Liquidatoren; § 33: die Registerpflicht juristischer Personen; § 29: die Registerpflicht der Firma, dazu vergl. auch §§ 35, 53, Abs. 2, 108; § 38: die Buchführungs- und Kopierpflicbt; § 41: Unterzeichnung des Inventars und der Bilanz; § 73: Zeugnis des Handlungsgehilfen; § 80: Zeugnis des Lehrlings. Die iim HGB. vorgeschriebenen Anmeldungen zum Registergericht entsprechen im wesentlichen den oben suh Ziffer II, 1 und 2 erwähnten Grundsätzen des BGB., wie auch im übrigen für das Erfordernis der Schriftlichkeit einer Erklärung die Grundsätze des BGB. massgebend sind, mit Ausnahme der ohen angefübrten geringen Abweichungen (oben I, 4 und 5). Dr. Hans Schneickert.

Literatur.

Eine russische graphologische Zeitschrift.

In Petershurg erscheint seit 1. September 1903 ein hloss russisch geschriehenes, von I. F. Morgenstern redigiertes „Journal Psycho-Graphologij", dessen Nr. 1 uns vorliegt.

Zunächst wird darin folgendes Programm entwickelt: 1. Leitartikel über Graphologie; 2. Vergleichung der Graphologie mit der forensischen Medizin und Psychiatrie; 3. Analyse von Handschriften geschichtlich bedeutender Personen; 4. Geschichte der Graphologie; 5. Original- und Uebersetzungs-Arbeiten üher Grapbologie; 6. Berichte über Preisausschreiben und Sitzungen der graphischen Gesellschaften; 7. Cbarakterbestimmungen nacb Handschriften, die von den Abonnenten eingescbickt werden; 8. Chronik und kleinere Nachrichten über Graphologie; 9. Referate über Graphologie; 10. Briefkasten; 11. Autogramme und Zeichnungen von Handschriften; 12. Spezielle Puhlikationen und Erklärungen. Es wird hervorgehoben, dass die Beantwortung von Einsendungen und Anfragen seitens der Abonnenten, hesonders die graphologiscbe Beurteilung eingeschickter Handschriften unentgeltlich erfolgt.

Eine allgemeine Abhandlung über Wesen und Wert der Graphologie schliesst sich an. Ein längerer Artikel von A. Grigrojeff handelt über Philosophie und Psychologie. E. Burinskij verhreitet sich über Physiograpbologie. Endlich werden die Gesetze der Grapbologie an Handschriftenfaksimiles erläutert.

Die monatlich erscheinende Zeitschrift kostet jährlich in Russland 6 Rubel, im Auslande 10 Rubel.

Freiherr Friedricb von Stromer.



Für Redaktion verantwortlich: Dr. Ludwig Klages, München. — Druck und Papier von Gebr. Haertl, München.

Graphologische Prinzipienlehre.

Von **Dr. Erwin Axel.**

(Fortsetzung)

IV. Graphologische Deduktionen.

(Fortsetzung.)

2. Die persönliche Ausdrucksform.

A. Sinn und Hergang des deduktiven Verfahrens.

Unsere Aufgabe, die Handschrift, sofern sie expressiv, zu begreifen durch Wiedereinfügung in das Gesamtbild der Persönlichkeit, vereinfacht sich in doppelter Hinsicht. Aus dem Ganzen des Ausdrucks fällt für uns alles fort, was nicht zur Statik und Dynamik der Funktionen gehört. Auch sein Geruch, der Glanz seiner Augen, der Klang seiner Stimme verrät ja und bezeichnet den Menschen: welches alles zur Handschrift keine unmittelbare Beziehung hat. — Ferner meiden wir den methodischen Fehlgriff, die Mimik zusammenzuwerfen mit der bewusstlosen Hälfte des körperlichen Lebens. So gewiss zwar an der Physiognomie des Menschen ebenfalls teilhat, was für gewöhnlich der Belichtung durch den Geist entzogen bleibt, wie Herzschlag, Tonus der Blutgefässe, Peristaltik des Darms etc., so gewiss doch liegt nicht in ihm schon der Grund der Bewegungseigenart, welche die dem Willen unterworfenen Organe zeigen. Die Theorie der sog. Ausdrucksbewegungen wird daher genau nur soweit Beachtung finden, als sie zugleich Theorie der geistigen Vorgänge ist.

Aber auch an der solcherart eingeschränkten Ausdrucksform treten zwei Seiten hervor, deren jede ihre eigentümliche Begründung fordert. Die Gebärde passt sich für jede Sinneszone einem inneren Muster an und ihre Gesetze werden ergänzt und damit erst abgeschlossen durch die, welche die Wirksamkeit dieses Musters betreffen. Die behandeln wir als das „persönliche Leitbild“ besonders.

Wir geben in Kürze den Urtatbestand, auf dem die ganze Physiognomik ruht. — Keine Handlung ist etwas durch und durch Bewusstes. Das Wollen determiniert, aber es beleuchtet nicht die Bewegungsabfolge, die es hervorruft. Beim Ergreifen eines Buches etwa sehen wir deutlich vor Augen kaum wesentlich mehr als die vollendete Tatsache: das will sagen den Endpunkt eines Weges, der uns teils „gewohnt“, teils sogar

völlig unbekannt ist. Zahlreiche Zwischenakte, veranlasst zwar und insofern bestimmt durch den Gedanken, werden von keinen anderen Kräften ins Werk gesetzt, als die auch dem unwillkürlichsten Vorgange unterliegen. Wenn Bewegungen überhaupt expressiv sein können, so sind es notgedrungen alle. Da Expressionen aber einem lebendigen Ganzen entstammen, ausserhalb dessen sie keine Möglichkeit des Daseins hätten, so gilt: in jeder Bewegung liegt die persönliche Ausdrucksform.

Das Ganze trägt und umschliesst seine Teile. Ist jenes da, so müssen auch diese zu fassen sein. Den „Eigenschaften" der Persönlichkeit müssen solche der Ausdrucksform zur Seite stehen: jede Bewegung des Menschen ist differenzierbar nach seinen Charakterzügen.

Wenn solche Sätze zwischen Unwillkürlichem und Gedanklichem die Grenze zu verwischen scheinen, so erinnern sie in Wahrheit, an was wir zu vergessen pflegen: dass die „Persönlichkeit" in jeder Handlung des Menschen ebenso ganz und ungeteilt gegenwärtig ist wie etwa sein Körper. Eine jahrtausendelange Gewöhnung der Geister hat uns, was immer vom Menschen geschieht, zu deuten gelehrt aus dem Gesichtspunkt der Zweckmässigkeit. Sie hat unsern Scharfblick verhundertfältigt für die Wahrnehmung des Absichtlichen und lässt uns am Ende jenen Lieblingsgedanken der Philosophen glaubhaft erscheinen, dass die Weltgeschichte selber einen Plan, eine „Idee" realisiere. Aber sie verlieh uns solche Vorzüge nicht ohne Auferlegung einer mindestens gleich schweren Einbusse: wir verloren im selben Masse an Schärfe und Auslegekunst der Sinne. Wie der Tag den Himmel nur dadurch wölbt, dass er mit seinem Glanze den ungeheuren Raum verdeckt, so hat der immer bereite Gedanke an den Zweck uns jede Bewegung und letzthin das Geschehen überhaupt „klar" und verständlich gemacht, indem er uns den weitaus grössten Teil davon aus den Augen rückte. Und wie die Sterne hervortauchen bei abgeblendetem Sonnenlicht, so wird hinter seinen Absichten der Mensch wieder sichtbar, sobald wir das Licht jenes Gedankens zu dämpfen lernten.

In der Tat gibt es auch heute noch solche, für die es genügt, dass jemand zu ihnen ins Zimmer trete, um ihn vollständiger und tiefer zu erraten als sich „Bekannte" durch jahrelangen „Verkehr" zu ergründen pflegen. Die Anlage dazu schlummert in jedem unverbildeten Kinde und gelangt unter „Naturvölkern" oft zu hoher Entfaltung, indes sie bei uns allerdings meist früh verkümmert. Dass sie ein Geschenk der Sinne und der Unbefangenheit zumal des „Schauens" ist, bezeugt mit dem Terminus „Intuition" auch die Sprache. Den Intuitiven steht freilich das ungleich grössere Heer der geistigen Utilitarier gegenüber, die keine Seelenhässlichkeit der Züge, ja kaum noch widriges Gebrest bemerken, geschweige denn daran Anstoss nehmen, falls nur Worte und Taten nicht Anstoss ge-

ben. Die Bereitschaft, über der Wahrnehmung eines „guten" oder eines „bösen Willens" für die Persönlichkeit blind zu sein, bildet nur einen Zug im grossen Abkehr- und Abstraktionsprozess, durch den wir die antike Leibesfreude mit einer zweifelhaften „Nächstenliebe" vertauschten.

Ob auch die Bewusstseinstatsachen einstweilen die letzte Instanz bleiben müssen, vor der sich jedes Urteil über den Charakter zu legitimieren hat, so leuchtet doch ein, dass die physiognomischen das wahre Organon der Entdeckung sind. Der Charakter ist die ununterbrochen bestehende Bedingung des individuellen Erlebens durchaus nur im Sinne eines Systems spezifischer Möglichkeiten, nicht aber wird er in jedem Erlebnis gleichermassen aktuell. Wir können „Eigenschaften" besitzen, ohne auch nur selbst davon zu wissen. Sogar starken Trieben in uns fehlt es durch Jahre vielleicht an Objekten der Motivation, um in Taten hervorzubrechen. Wie mancher erfuhr erst aus dem seltenen Anlass einer Liebesleidenschaft, welchen Grades von Eifersucht er fähig sei! Wie mangelhaft wird vollends unsere Kenntnis vom andern bleiben, wenn wir nur nach seinen Handlungen urteilen! Die deutbare Körperlichkeit aber hält uns jederzeit alles entgegen: Entfaltetes und Unentfaltetes. Sie lässt uns Wandlungen bemerken, wann sie im Geiste des Betroffenen kaum erst ihre vorauseilenden Schatten werfen. Während das wollende und meinende Wesen des Menschen Gewohntes noch ahnungslos weiterspinnt, kündet sich in Blick und Mienen, in Stimme, Gang und Haltung schon ein kommendes Neue an: zuweilen beglückende Wiedergeburt, öfter unabwendbarer Verfall, gleich dem Alter, das aller Widerstände spottend unerbittlich seine Furchen gräbt. Indem physiognomischer Blick auch Prognosen ermöglicht, ähnelt er der Prophetie: wie denn Intuitive oft etwas vorauszusehen scheinen, indes sie in Wahrheit freilich nur nicht übersehen, für was die wenigsten ein Auge haben.

Intuitive Einsichten sind nun zwar nicht schon Wissenschaft, wohl aber ein Boden, aus dem sie herauswächst. Was wir „im Gefühl" haben, das wird sich auch begreifen lassen. Die Aufgabe der Physiognomik besteht in nichts anderem, als das Gefühl an der Hand des erzeugenden Ausdrucks erst zu zerlegen und alsdann aus begriffenen Teilen wieder aufzubauen. Sie bringt uns nicht eigentlich Neues, sondern nur Altes auf neue Weise. Wir machen durch sie ein Stück instinktiven Wissens zu unserem geistigen Eigentum.

Solcher Aufgabe dienen einige Hilfen und Kunstgriffe. Von selbst versteht sich, dass die Analyse von mehreren Funktionen stets die unwillkürlichste bevorzugt, die zwar denselben Inhalt, ihn aber „sprechender" zum Ausdruck bringt. Als willkür-entkräftend kennen wir in erster Linie die „Gewohnheit", welche im höchsten Masse Gang und Gestikulatur und günstigenfalls beinahe ebenso stark die ungleich kompliziertere Bewegung des Schreibens beherrscht, daher die Handschrift fraglos den „leichtesten"

Gegenstand der Physiognomik bildet. Ausser der Gewohnheit wirken gleichfalls automatisierend die in physiognomischer Hinsicht meist ziemlich überschätzten Affekte. Während aber jene nur die Macht des Beliebens herabsetzt, fügen diese ein Neues dafür ein, das oft kaum minder transitorisch ist. Durch speziell sog. Ausdrucksbewegungen offenbart sich die Persönlichkeit nicht besser als durch Handlungen. Im Affekt Geäussertes für schlechthin wahrer und bezeichnender zu halten, ist ein Irrtum, welcher aus derselben Quelle stammt wie die Verwechslung des Wesens mit dem Wollen. Die Sprache urteilt richtiger, wenn sie den Menschen von affektiven Zuständen „ergriffen", „beherrscht", ja „überwältigt" sein lässt. Von Furcht oder Schrecken überwältigt sind denn die verschiedensten Personen einander tatsächlich gleich, und der Verbrecher unterscheidet sich kaum mehr vom Heiligen. Das Gefühl der Unbegreiflichkeit einer Handlung gegenüber, die man in der Blindheit des Affekts verübte, ist mehr als nur analog dem Verwandlungsgefühl des Erwachens und jedenfalls gleich ihm eine Folge des „Wieder-zu-sich-kommens" aus relativer Selbstentfremdung. — Der psychodiagnostische Wert der Affekte liegt wo anders: sie geben für deduktiv gewonnene Sätze ausgezeichnete Kriterien ab. Davon wird weiter unten zu sprechen sein.

Inzwischen bietet sich Gelegenheit, einige Worte vom physiognomisch fruchtbaren Moment zu sagen. Inbezug auf geflissentliche Formung der Schriftzüge wurde im Abschnitt über die Willkür dargetan, dass wir durch Häufung des Materials sie zwar einesteils nach Möglichkeit auszuschalten, zum andern aber ihre Grösse zu ermitteln hätten, indem die formende Kraft ja ebenfalls aus dem Charakter stamme. Aehnliches gilt für die Affekte. Es kann einer von Natur mehr dem affektiven oder mehr dem Willenstypus angehören. Jenem ist es gemäss, von einer Wallung ergriffen zu sein, diesem läuft es zuwider. Freiheit und „Fluss" des Ausdrucks wird bei dem einen durch Emotion gewinnen, durch völlige Nüchternheit verlieren; bei dem andern ist es gerade umgekehrt. Den „impulsiven" Charakter lernen wir besser in der Erregung, den Willensmenschen besser in der Ruhe kennen. Noch ein anderer Punkt ist hier zu berühren, der allerdings für die Graphologie vorherrschend negative Bedeutung hat. Auch ihrer Qualität nach können affektive Zustände dem Charakter bald entsprechen, bald widersprechen und daher sowohl die höchste Entfaltung der Ausdrucksform herbeiführen als auch ihre tiefste Verdunkelung. Ein reizbarer Mensch kommt bei einigem Unwillen erst wahrhaft zu sich selbst; kleine Gelegenheiten zur Entrüstung geben seinem Ausdruck erhöhte Schwungkraft. Der Sanftmütige hingegen wird vom Aerger aus dem Gleichgewicht gebracht, daher schon gelinder Groll seine Züge entstellt. Im grossen und ganzen wird man von affektiven Momenten nicht weniger abzusehen haben als vom Zweck der Bewegung, um ihrer Ausdrucksform inne zu werden.

Neben den psychischen muss die Analyse die explikativen Momente der Bewegung in Rücksicht ziehen. Als auf die Führung der Sinne angewiesen wird sie erfolgreicher dort einsetzen, wo der Ausdruck mehr in Teilfunktionen auseinander geht. Bei weitem den grössten Reichtum an Bewegungen aber bieten unter allen Organen Antlitz und Hände. Zumal die Handschrift stellt einen äusserst differenzierten Niederschlag der persönlichen Gebärde dar und zeigt uns manche ihrer Formen in klarer Geschiedenheit, von deren Dasein wir ohne sie wohl schwerlich etwas wüssten. Die allgemeine Wissenschaft vom Ausdruck hat denn mehr von der Graphologie zu lernen als diese von ihr.

Ueber die Grundform einer graphologischen Deduktion kann nach dem Vorausgegangenen kaum noch ein Zweifel bestehen. Wir gehen daher ohne weitere Erklärung zu einem Beispiel über: der von Meyer herrührenden Ableitung des habituellen Steigens und Fallens der Zeile.

Fig. 61. „Dachziegelförmig" fallende Zeile.

Ausser etwa in verstellten Handschriften sind beide Merkmale wohl unter allen Umständen unwillkürliche und lassen sich nur schwer unterdrükken. Der Wunsch, die gerade Zeile einzuhalten, zieht fast regelmässig die von Meyer treffend als „dachziegelförmig" bezeichnete Anordnung nach sich, wo die Wörter oder Silben geradzeilig zwar beginnen, unter- oder überzeilig aber enden. Fig. 61. Auch gibt es noch zahlreiche Va-

Fig. 62. Steigende (flach konvexe) Zeile: Begeisterungsfähigkeit.

rianten, wie namentlich die konkave und die konvexe Zeile, für welche sämtlich die Praxis ihre Deutungen hat. Fig. 62. In ihnen allen

realisiert sich das individuell abgewogene Verhältnis zweier Tendenzen: der Tendenz zur Beugung und der Tendenz zur Streckung des schreibenden Armes. Wir betrachten vornehmlich die Abduktion.

Meyer unterscheidet sehr richtig zwischen Streckung überhaupt und Streckung speziell nach vorn. Hinsichtlich dieser genügt es, sie mit verwandten Begegnungen zu parallelisieren, um sicher zu wissen, dass sie dem vorwärtsdrängenden Streben eignet. Wir beugen den Oberkörper weiter als nötig vor, wenn das Schauspiel uns fesselt; wir schreiten unbewusst rascher und rascher aus, wenn das Ziel uns lockt; wir greifen heftiger nach dem Gegenstande, den zu besitzen uns lebhaftes Vergnügen macht. Der Zustand des strebenden Fortschreitens wirkt auf den schreibenden Arm als beständiger Anreiz, sich weiter und weiter vom Körper zu entfernen: die Zeile steigt.[73] Ein solcher Zustand aber ist wenn nicht immerfort da, so doch immerfort aus geringen Anlässen bereit zu entstehen in allen intensiv „strebsamen" Charakteren. (Vergl. Fig. 62 und 63.) Damit findet, streng genommen, die Deduktion ihren Abschluss. Von den Mitteln, sie zu bewahrheiten, wird noch die Rede sein.



Fig. 63. Steigende Zeile: Strebsamkeit.

Es liegt natürlich nahe, Umschau zu halten, welche konkreteren „Eigenschaften" eine derartige Strebsamkeit veranlassen könnten. Die Praxis hält uns etwa Unternehmungslust, Planreichtum, Ehrgeiz entgegen: Dispositionen, in deren jeder ein wichtiger Grund zum Streben beschlossen läge. Ihrer mehrere aufzufinden, dürfte nicht schwer halten, gehört jedoch in einen anderen Gedankengang.

Unser Beispiel schickt sich zur Illustrierung auch der möglichen Vielheit der Ursachen. In der Streckung nach vorn kann ein noch Allgemeineres, nämlich die Streckung überhaupt zur Erscheinung kommen, deren Sinn freilich schwerer erfühlt und bewiesen wird. Unter Heranziehung ihres Gegenteils, der allgemeinen Beugung, urteilt Meyer, dass sie mit einem Vorwalten freudiger, die Tendenz zur Beugung umgekehrt mit

[73]) Man kann solchen »Anreiz«, wie es auch Meyer im Anschluss an C. Lange (»Ueber Gemütsbewegungen«) tut, weiterhin physiologisch interpretieren durch die sog. latente Innervation. Wir gehen darauf jedoch prinzipiell nicht näher ein, weil bei graphologischen Herleitungen physiologische Mittelglieder durchaus entbehrlich sind.

dem Vorwalten trüber Stimmungen einhergehe.[74]) Die gewohnheitsmässig steigende Zeile würde darnach dem andauernd freudig Gestimmten, dem von Schopenauer sog. Eukolos, die gewohnheitsmässig fallende Zeile dem typischen Dyskolos natürlich sein, was sich empirisch in weitem Umfange bestätigt. Fig. 62 und 65.

Fig. 64. Wesentlich gerade Zeile.

Die Deduktionen bleiben n e b e n einander, ohne jedoch einander auszuschliessen. Beide Ursachen können gemeinsam am Zeilentyp partizipieren.

[74]) Es heisst genauer darüber bei Meyer (Ber. 1898 S. 4): »Analysieren wir die für heitere Gemütsstimmung charakteristische Ausdrucksbewegung etwas näher, so finden wir: der ganze Körper ist gewissermassen zur Inempfangnahme eines angenehmen Reizes vorbereitet. Auge, Mund, kurz alle Eingangspforten für die Aussenwelt sind geöffnet; die Arme sind aufwärts gehoben, v o r g e s t r e c k t und ein wenig auseinander gebreitet. Gerade umgekehrt sitzt ein verdrossener, missgestimmter Mensch da. Als ob er jeglichen Reiz von sich abhalten wollte, senkt er die Brauen und Lider, hält die Lippen aufeinander gepresst, der Körper ist gekrümmt, Arme und Beine a n g e z o g e n.«

„In freudiger Stimmung", sagt Meyer, „sind wir viel eher geneigt, allerlei zu beginnen. Wir fühlen uns leistungsfähig, malen uns den Erfolg viel rosiger aus, haben bei weitem nicht so viel Hemmungen zu überwinden als in trauriger Gemütsverfassung". Sie können aber auch nach Personen gesondert sein und es lässt sich abermals deduzieren, wie der typisch heitere sich vom typisch vorwärtsstrebenden Menschen unterscheiden wird. Die der freudigen Stimmung eigentümliche Streckungstendenz streckt ausser dem Arm auch Finger und Handgelenk und führt daher beim Schreiben zur Verstärkung des Anstrichs: die Schrift wird grösser, zeigt Vorherrschaft der Oberlängen und hochgesetzte i-Punkte. Die Expansionen der Freude haben ferner den Charakter mindestens ebenso eines Dranges nach oben als nach vorn und wirken auf den schreibenden Arm zugleich als Anreiz, sich von der Fläche zu erheben: die Reibung zwischen Griffel und Unterlage verringert sich, die Schrift wird dünner und gleitender. In einer druckschwachen, oberlängenbetonten, kurvigen Handschrift (vergl. Fig. 62) wiese das Steigen der Zeile daher primär auf freudige Stimmung hin (Begeisterungsfähigkeit, Ueberschwänglichkeit, Leichtsinn etc), in einer ausgesprochen druckstarken, unterlängenbetonten, winkelhaften Handschrift (vergl. Fig. 63) primär auf Strebsamkeit und möglicherweise auf Ehrgeiz.

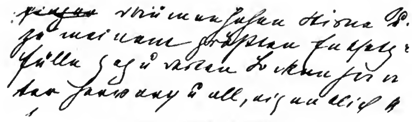


Fig. 65. Fallende Zeile: Schwermut.

Zur Bewahrheitung solcher Deduktionen dienen einmal, wie schon angedeutet, die Ergebnisse der Empirie. Mag sie auch vorzugsweise mit komplexeren Begriffen schalten und daher oft der Korrektur bedürfen, so wird doch niemand entbehren wollen, was intuitiv synthetischer Blick gefunden und eine etwa zwei Menschenalter lange Praxis gesiebt und verbessert hat. Daneben aber kommen als überaus wertvolle Kriterien in Betracht die mehrfach berührten Ausdrucksbewegungen.

Wir haben oben den Affekt als etwas der Persönlichkeit relativ Fremdes geschildert. Das hindert doch nicht, dass er sich ihrer bemächtigte nur auf Grund eines ihr innewohnenden Zuges. Auch der Sanftmütige hat offenbar die „Eigenschaft" der Zornfähigkeit, da es sonst unmöglich wäre, ihn je zu erzürnen. Affekte sind selber — Charakterzüge, welche temporär auf Kosten des Ganzen lebendig wurden. Da solcherart, was sie Neues in seinen Ausdruck mischen, abermals von Eigenschaften der Ausdruck

ist, so ermöglichen sie, auf viele Ableitungen die Probe zu machen nach der Differenzmethode. — Der notorisch Heitere hat seine Stunden des Grams und des Missmuts; der für gewöhnlich Mürrische solche der Gehobenheit. Die steigende Zeile des ersten müsste infolgedessen gerade oder sinkend, die fallende des andern gerade oder steigend werden, was beiläufig gesagt ausnahmslos zutrifft. Meyer hat die Möglichkeiten des Versuchs noch vermehrt durch Vergleichung der Schriftproben Geisteskranker.

Das erörterte Beispiel zeigt den immer wiederkehrenden Typ des deduzierenden Gedankenganges und die wichtigsten Methoden seiner Beglaubigung. Als auf deduktivem Wege erklärt oder einer Erklärung doch nahegebracht dürfen folgende Merkmale gelten: Eile und Nachdruck der Schreibbewegung, gewisse Fälle der Ausgiebigkeit, des Winkels, der Kurve, der Oberlängenbetonung, der Linksläufigkeit und etwa noch des Kontinuitätsgrades. Es liegt uns nicht ob, alles Geleistete im einzelnen zu prüfen. Auch rechnen wir es nicht zu unserer Aufgabe, die Ableitung sämtlicher noch unerklärten Merkmale nachzuholen, ob der Versuch gleich nicht ohne Aussicht wäre. Wohl aber scheint uns dringend der Beantwortung bedürftig eine andere Frage oder besser eine andere Reihe von Fragen.

Es ist durch die Handschrift als der gegliedertsten Ausdrucksform in einer Weise wie sonst nirgends der Kritik die Richtung objektiv vorgezeichnet. Wir brauchen, was sie unterschiedlich entgegenhält, gewissermassen nur aufzugreifen, um den Ausdruck in seine elementarsten Funktionen zerlegt zu haben. Viel weniger aber durch die Sache selbst gewährleistet wird die Sicherheit der Interpretationen. Wie sehr auch im Deuten des Ganzen geschult, kann das Gefühl doch straucheln im Deuten der Teile. Ein wahr Gewusstes ist überdies noch nicht wahr Begriffenes und mag auf dem Wege dahin mehr als einmal entgleisen, wie denn in jedem Bereich der Erkenntnis viel weniger falsch geglaubt als falsch bezeichnet wird. Wir bleiben zum mindesten der Gefahr des Umhertastens ausgesetzt, solange wir nicht den Mechanismus kennen, durch dessen Tätigkeit jenes Wissen uns innewohnt.

Man kann das hiermit angedeutete Problem von zwei Seiten betrachten: von Seiten des Objekts, das ist des Ausdrucks oder von Seiten des Subjekts, das ist des deutenden Gefühls. Auf dieser Seite wird die allgemeine Form der Beseelung körperlicher Vorgänge, auf jener das Gesetz zum Vorschein kommen, nach Massgabe dessen Funktionen der Seele mit solchen des Leibes zusammengehören. Allein jene Form und dieses Gesetz sind offenbar nur verschiedene Benennungsarten ein und desselben Tatbestandes. Unser Glaube an das Dasein seelischer Potenzen ausser uns ruht ganz und einzig auf dem Gefühl, dessen Verfahrungsweise wir erforschen wollen. Die Frage, ob es damit auch seine Richtigkeit habe, ist genau so sinnvoll wie die, ob das Gras auch wirklich grün und nicht vielleicht dem Augenschein entgegen etwa blau sei. Wir haben vorderhand kein anderes

Organ als unser Auge, um die Farbe des Grases, und kein anderes als das unsere Wahrnehmungen begleitende Gefühl, um die inneren Erlebnisse anderer zu ermitteln. Der Modus der Symbolik, nach welchem jede Bewegung für uns einen „Sinn" erhält, begreift notwendig das Grundgesetz des Ausdrucks in sich. — Wir werden es entwickeln und seine Anwendbarkeit auf die Handschrift zeigen, um alsdann die wichtigsten graphischen Ausdrucksformen nach ihrem „Sinn" zu klassifizieren.

Mitteilungen.

Literatur.

Emil Mager. — Schriften- und Urkundenfälschung und deren Erkennung. — (Wien 1905; Verlag von Moritz Perles, 59 Seiten, Preis 1 M.)

Ueber die gerichtliche Schrifterxpertise und deren Reform durch die Graphologie sind seit Michons Tagen mehrere Publikationen erschienen und zwar durchgehend in Anknüpfung an irgend einen sensationellen Fall, wie z. B. anlässlich des Dreyfusprozesses. Ausserdem sind allerdings in Fachzeitschriften bereits viele Abhandlungen erschienen, welche sich entweder mit allgemeinen Gesichtspunkten dieser Reform befassen oder spezielle Fragen der Schriftexpertise behandeln, wie z. B. über die Besprechung des Vergleichsmaterials, über die Demonstration des Gutachtens und dergl. mehr. Eine zusammenfassende Darstellung der gerichtlichen Schriftexpertise fehlt leider noch völlig. Werke, wie die von Frazer können vom graphologischen Standpunkte nicht ernstlich in Betracht kommen, mögen sie auch im übrigen viel Anregendes bieten. Ungleich wertvoller erscheinen uns die Ausführungen über die Schriftexpertise, welche sich in den Werken von Professor Dr. Gross und Dr. Weingart finden; allerdings konnte hier die Darstellung nur Hauptpunkte berühren.

Das vorliegende Buch von Mager dürfte hauptsächlich im Anschluss an Gross' Darlegungen im „Handbuch für Untersuchungsrichter" entstanden sein. Es behandelt aber die Materie eingehender und bietet ausserdem eine grosse Anzahl Berichte über interessante Fälle aus der Praxis Magers, welcher als langjähriger Sachverständiger der k. k. Gerichte in Graz sich eine reiche Erfahrung auf dem Gebiete der Handschriftenvergleichung und Untersuchung von Urkundenfälschungen erworben hat. Da sein Buch nicht den Anspruch erhebt, eine systematische Darstellung zu bieten, was übrigens nach unserem Dafürhalten eine gegenwärtig noch höchst schwierige, wenn nicht unmögliche Arbeit wäre, sondern nur ein erster Versuch sein will, eine bestehende Lücke in der forensischen Literatur wenigstens teilweise zu beseitigen, so kann dem Autor aus der skizzenhaften Behandlung mancher Abschnitte kein Vorwurf gemacht werden. Wenn wir auch ferner bedauern, dass von der Wiedergabe der einschlägigen Handschriften abgesehen wurde und dass die Uebersichtlichkeit des Buches durch das Fehlen von Ueberschriften und eines Inhaltsverzeichnisses erschwert wird, so müssen wir trotzdem das Magersche Buch durchaus empfehlen. Es bietet in seiner gedrängten Darstellung eine erstaunliche Fülle vielseitiger Erfahrung und dürfte ausserdem die strenggraphologischen Handschriftensachverständigen anregen, sich mehr als bisher bekannt zu machen mit dem chemischen und photographischen Untersuchungsverfahren bei Urkundenfälschungen.

Mager beginnt sein Buch mit einer kurzen Darlegung der Geschichte der Graphologie. Er betont als wichtigstes Ergebnis der bisherigen Handschriftenforschungen die Feststellung, dass es ebensowenig zwei völlig gleiche Handschriften gibt wie zwei ganz gleiche Menschen. Diese Singularität jeder Handschrift ist die

Voraussetzung für den Erfolg von Handschriftenvergleichungen. Bei der Besprechung der Hilfswissenschaften der Graphologie, nämlich der Psychologie und der Handschriftenkunde, schildert Verfasser die Entstehung der Handschrift, bezw. das Schreibenlernen des Kindes und legt sodann kurz die Aufgaben der Handschriftenkunde dar.

Die Unentbehrlichkeit der Schriftvergleichung ergibt sich ihm unter anderem aus der Häufigkeit der Urkundenfälschungen, über deren gewerbsmässige Herstellung eingehender berichtet wird.

Mit Recht lehnt Verfasser die gegenwärtig noch vielfach herrschende Ansicht ab, dass Kalligraphen und dgl. zur Schriftexpertise fähig seien, weil die Feder ihr Handwerkszeug bildet. Er stimmt in seinen darauf bezüglichen Reformforderungen überein mit den bekannten Ausführungen in der graphologischen Literatur (vergl. Busses „Graphologie und gerichtliche Handschriftenuntersuchung"). Auf Seite 13—20 berichtet Mager über fünf Fälle seiner Praxis, die wir sehr gern eingehender unter Hereinziehung von Schriftproben in der Fachpresse erörtert sähen.

Sodann werden in kurzer Weise besprochen: Fälschung durch Nachahmung; Veränderlichkeit der Schrift; gelegentliche Deckungsgleichheit bei gefälschten Unterschriften; Schriftähnlichkeit bei Verwandten und Angehörigen; es werden ferner auch Winke über die Vergleichungsmethode, über die Beschaffung von Vergleichsmaterial, zumal über die Anfertigung gerichtlicher Schriftproben gegeben. Für die Vergleichung von anonymen Briefen bezieht sich Mager auf die Publikationen von Busse und Edelmann; er erwähnt sodann die Veränderlichkeit der Handschrift gemäss äusseren und inneren Umständen; er berührt Preyers Schreibexperimente, welche die Abhängigkeit der Handschrift vom Gehirne beweisen, und er zeigt, wie bei Nachahmung von Originalschriften die Vergrösserung feinere Differenzen, wie bei den i-Punkten und dergl., erkennen lässt. Der Wert gleichartiger orthographischer Mängel wird an einem interessanten Beispiel erläutert. Die Wichtigkeit einer kritischen Prüfung des Papiers bei zerrissenen und wieder zusammengeklebten Urkunden wird dargetan, ebenso wird hingewiesen auf Fälschungen, welche bei durchgeschriebenen Bestellscheinen vorkommen. Von Seite 31 ab wendet sich Verfasser zu einer kurzen Besprechung des Untersuchungsverfahrens bei Zahlenfälschungen. Er zeigt, wie hier Tintenvergleichungen, Prüfung von Radierungen und dergl. vorgenommen werden müssen, und erläutert gleichzeitig die Herstellung und die Arten der Tinten, sowie ihre nähere Untersuchung. Auch die Aetzmittel und ihre Wirkungen auf das Papier werden besprochen. Hierbei ergibt sich dem Verfasser sodann die Wichtigkeit mikroskopischer Untersuchungen und er zeigt auch, welche wesentlichen Förderungen für diese Fragen der Urkundenuntersuchung die Photographie bieten kann. Speziell wird darauf hingewiesen, dass die Photographie vielfach sonst Unsichtbares, wie z. B. Fingerabdrücke und Stempelabdrücke erkennen lässt. Einige interessante Fälle illustrieren die Unentbehrlichkeit photographischer Untersuchungen bei Tintenfeststellungen, Ueberschreibungen und dergl. Auf den letzten Seiten seines Buches behandelt Verfasser das Untersuchungsverfahren bei Schriftstücken, welche mit Schreibmaschinen hergestellt sind und bietet hier, wie uns scheint, mancherlei Neues und Beachtenswertes.

Wir können Magers Buch allen Interessenten nur aufs Wärmste empfehlen und hoffen, dass es bei einer 2. Auflage in dem oben angedeuteten Sinne ergänzt werden wird.

Albrecht K.

Für Redaktion verantwortlich: Dr. Ludwig Klages, München. — Druck und Papier von Gebr. Haertl, München.

Graphologische Prinzipienlehre.

Von Dr. Erwin Axel.

(Fortsetzung).

IV. Graphologische Deduktionen.

(Fortsetzung.)

2. Die persönliche Ausdrucksform.

B. Das Grundgesetz des Ausdrucks*).

Nachstehende Betrachtung hat es, wie nochmals betont sei, ausschliesslich mit Bewegungen zu tun und sieht dabei ab von deren Bezogenheit auf sinnliche Gegenstände. Sie lässt insbesondere auch bei Seite die Modifikationen, welche der Ausdruck durch die rückwirkende Kraft seiner räumlichen Niederschläge erfährt. Hinsichtlich dieser hat in die Graphologie der verbreitete Irrtum Eingang gefunden, dass es, um sie zu deuten, einer Art nachzeichnenden Mitbewegung bedürfe. Man hat sogar geglaubt, dergestalt die Prozesse und Impulse zu wiederholen, aus denen eine Form hervorgegangen. Allein wir werden in dem Kapitel über das Leitbild sehen, dass der Gefühlswert einer Raumform als solcher ganz und gar unabhängig ist von der sie erzeugenden Tätigkeit und dass umgekehrt genau die gleiche Bewegungsabfolge gelegentlich sehr verschiedene räumliche Gebilde bewirkt, die dann entsprechend verschiedenen Eindruck machen. Wir werden in diesem „Eindruck" eine völlig selbständige zweite (und vielleicht die wichtigste) Ursache des individuellen Schriftgepräges aufzuzeigen haben, die durchaus nicht vermischt sein will mit der uns vorerst allein interessierenden.[75])

---

*) In diesen und den nachfolgenden Unterabteilungen des vorliegenden Kapitels verschmilzt der Verfasser mit der laufenden eine zweite Arbeit ebenfalls prinzipiellen Inhalts, die aber über das bisher in der Graphologie Geleistete in jeder Hinsicht hinausgeht und auf historische Rückblicke daher fortan verzichtet. Dem Bedenken, es könne eine so lange Abhandlung etwa ermüdend wirken, stand nicht nur die Rücksicht auf die Neuheit und Bedeutsamkeit des Gebotenen, sondern zumal die Erwägung entgegen, dass ihre einzelnen Teile, wenn auch durch die gemeinsame Ueberschrift locker verbunden, doch eine grosse Anzahl völlig verschiedenartiger Fragen behandeln und dergestalt in ihrer Gesamtheit ein Bild entwerfen, dessen Farbenreichtum für die Einerleiheit des Verfassers und der ihm eigentümlichen Behandlungsweise des Stoffes hinreichend entschädigen dürfte. Die Red.

75) Diese Unterscheidung zweier Ausdruckshälften hat prinzipielle Gültigkeit und wiederholt sich bei allen Expressionen, zumal auch bei allen unfixierten Bewegungen. Jede innerhalb der Willkürzone liegende Funktion des Körpers lässt sich als Verschmelzungsprodukt aus einem im engeren Wortsinn ausdrückenden und aus einem darstellenden Impulse begreifen und von diesem allgemeinen Tatbestande ist das graphische »Leitbild« nur ein besonderer Fall. Die bisherige Theorie des Ausdrucks nun hat den malenden Charakter der Gebärde beinah völlig übersehen und vielmehr alles zurückzuführen versucht auf Zustandsimpulse. Sie folgt damit jener mehrfach skizzierten Urteilsrichtung, welche über dem Willen des Menschen die Sinnlichkeit vergessend sein inneres Wesen gleichsam als beziehungslosen Punkt betrachtet. Wenn wir sie vorläufig auf diesem Wege eine Strecke zu begleiten scheinen, so geschieht es mit dem Bewusstsein, nur einer Seite der Sache gerecht zu werden: wozu es denn freilich nötig ist, sie vorerst einmal isoliert ins Auge zu fassen.

Abgesehen von den Grenzzuständen des Geistes, dem Schlaf auf der einen Seite und dem völligen „Aussersichsein" oder der totalen „Versunkenheit" auf der anderen, fehlt es keinem Inhalt unseres Bewusstseins gänzlich an einem begleitenden Tätigkeitsgefühl. Der verschiedensten Grade fähig hat es bald den Charakter der Aktivität, bald der Passivität; bald des Strebens, bald des Widerstrebens; bald des inneren Fortschreitens, bald des Stillestehens; bald des Ueberwindens von Widerständen, bald des Gehemmtseins, bald der Spannung. Es ist ferner in jeder dieser Formen zugleich ein Gefühl entweder der Stärke oder der Schwäche und demgemäss bald lustvoll, bald unlustvoll. Wir meinen im Grunde nichts anderes als dies Gefühl, wenn wir von uns selber sprechen. Als der Bewusstseinsreflex des Ichs bildet es das Medium, durch das wir für gewöhnlich das Leben uns zu eigen machen.

Jede innere Tätigkeit nun, soweit nicht Gegenkräfte sie durchkreuzen, wird begleitet von der ihr analogen Bewegung: das ist das Grundgesetz des Ausdrucks und der Deutung, das vielleicht nur darum bis vor etwa einem Menschenalter unentdeckt blieb, weil es allzu „selbstverständlich" war. Mangelhaft formuliert, aber richtig angewandt findet es sich unseres Wissens zuerst in Piderits 1867 erschienener „Mimik und Physiognomik". Das zumal von Darwin und einigen Neueren ihm Hinzugefügte trägt den Charakter leider mehr einer Beschwerung mit unnötigem Ballast als des Ausbaues oder der Bereicherung.

Wir betrachten zunächst etwas genauer seinen Sinn und was es leistet, ehe wir die wichtigsten Tatsachen geben, auf die es sich gründet. Vom Mechanismus der Beseelung sagt es, dass jede Bewegung als „Tätigkeit" aufgefasst und demzufolge gedeutet wird als hervorgebracht durch ein diese Tätigkeit bewirkendes Streben. Inbezug auf den Ausdruck lässt es uns wissen, dass ein inneres Geschehen solche Funktionen mit sich führt, welche die ihm eigentümliche Form der „Tätigkeit" realisieren. Wir haben nur dieser uns zu besinnen, um fortan sogleich und mit voller Bestimmtheit die Bewegungen zu kennen, die sie begleiten werden. Mit ihren allgemeinsten Zustandsmerkmalen beispielsweise müssen folgende der Bewegung korrespondieren: mit dem Streben vordringende, mit dem Widerstreben rückläufige Bewegungen; mit dem inneren Fortschreiten der Bewegungsabfluss, mit dem Stillestehen die Bewegungsunterbrechung; mit den Widerstands-, Hemmungs- und Spannungsgefühlen diejenigen Funktionen, die als gegen physische Widerstände gerichtet befähigt wären, gesteigerte Kontaktempfindungen wachzurufen. (Man denke etwa an das Sich-Ballen der Fäuste!) Indem das Gesetz unserer Sicherheit zumal im Schliessen vom Inneren auf das Aeussere erhöht, befestigt es nicht nur, sondern ergänzt zugleich unser natürliches Wissen, das in der umgekehrten Schlussweite sehr viel geübter ist.

Bestätigungen des Gesetzes finden wir zuerst und vor allem in den einschlägigen Zeugnissen der Sprache. Um deren mit Erfolg sich zu bedienen, muss man zunächst einmal wissen, was von manchen Forschern nicht genügend beachtet wird, dass es in der Sprache gleichsam wimmelt von übertragenen Wendungen. Wenn sie gewisse Zustände unseres Inneren „Gemüts*bewegung*", andere „Gemüts*ruhe*" nennt, so bezeichnet sie Gefühle durch sinnliche Bilder, die an sich selbst mit ihnen gar nichts gemein haben. Es leuchtet jedoch ein, dass Bild und Tatsache sich irgendwie entsprechen müssen; sonst wäre eben jenes nimmermehr für dieses der Name geworden.

Es kann aber zwischen inhaltlich durchaus unvergleichlichen Gegenständen eine Entsprechung nur darin bestehen, dass sie uns gleich oder ähnlich *affizieren*. Unser Erleben beim Anblick bewegter Objekte muss sich von dem, was wir angesichts ruhender fühlen, ähnlich unterscheiden wie etwa unser Hoffen, Fürchten, Wünschen von sorgloser Zufriedenheit. Wir müssen jene Gegenstände des objektiv Gegenständlichen als *Bekundungsweise* desjenigen Inneren aufzufassen genötigt sein, das sie bezeichnen. Anstatt der Gefühle nennt die Sprache demnach ihre (und zwar meist recht bedeutsamen) Ausdrucksweisen: nicht freilich als am Menschen beobachtet, wohl aber als wahrheitsgemäss aus der Natur des Gefühls entwickelt. Von zahllosen subtil unterschiedenen Zuständen lässt sie uns wissen, welches ihre Art des sinnlichen Daseins *wäre*, wofern sie sich verwandeln könnten in Körper, Formen, Farben, Vorgänge, Temperaturen oder Gerüche. Sie sagt uns, dass falls es anginge, innere „Weichheit" z. B. als ein Weiches, „Schwermut" als ein Schweres, „Trübsinn" als ein Trübes, „Kälte" als ein Kaltes, „Bitterkeit" als ein Bitteres in die Erscheinung träte,[26]) und sie wählt diese Formen ihrer möglichen Erscheinungsweisen, um die Zustände für uns festzuhalten.

Wir besitzen dergestalt an diesen Wendungen bessere Orientierungsmittel, als wir jemals durch abstrakte Selbstanalyse gewonnen hätten. Aus der fliessenden Veränderlichkeit innerer Vorgänge runden sie *Vorstellbares*, daran sich das Wesentliche ihrer jederzeit erneuern kann. Insonderheit für die unablässig wechselnden Stimmungslichter haben wir nun gleichsam feste Farben in der Hand, um sie durch den Vergleich damit zu beurteilen. Wir wissen uns nun sicherer bald dem Kalten, bald dem Warmen, bald dem Festen etc. innerlich wahlverwandt und wir finden zumal die *Tätigkeits*formen unseres Geistes an höchst charakteristischen *Bewegungen* erläutert. Wir ständen wohl ratlos vor den meisten

[26]) So gewiss wir zwar für jeden der betreffenden Zustände mancherlei andere, obwohl schwerlich prägnantere Sinnbilder angeben könnten, so gewiss doch hat die Sprache die ihrigen aus einer objektiven Nötigung des Geistes gewählt: daher auch der gleiche Zustand in den verschiedensten Sprachen an ähnlichen Bildern versinnlicht wird. Die »Schwermut« etwa kehrt im lateinischen »gravitas mentis«, der damit fast identische »Trübsinn« im französischen »sombre« (von umbra) wieder. Und wenn auch andere Völker andere Sinnesqualitäten bevorzugen, so gibt es doch keines, das mit dem Kummer etwa die Helle, Höhe und Bewegtheit, mit der Freude die Finsternis, Niedrigkeit und Bewegungslosigkeit in Verbindung brächte.

unserer eigenen Erlebnisse, ohne die Fähigkeit sie mitzuteilen, wenn nicht mit ihren Gleichnissen die Sprache für uns dächte.

Wir haben an ihnen aber ferner — und das ist vor allem für unser Problem von Wichtigkeit — ein Stück wunderbar objektiver Physiognomik. Indem sie die inneren Vorgänge nach möglichen Erscheinungsweisen bezeichnen, kann es nicht fehlen, dass sie auch Züge nennen ihres wirklichen Ausdrucks. Wer „heisse" Liebe im Herzen trägt, wird darum zwar schwerlich eine Erhöhung, wer ein „kühles" Benehmen zeigt, noch keine Erniedrigung der Temperatur seines Körpers erfahren und gar, dass zwei Personen miteinander im „Einklang" seien, wurde noch niemals als Akkord vernommen: denn der Leib ist mehr und anderes als eine Folie des Geistes und dieser umgekehrt kein solcher Praxiteles, dass er jenen zum wandelbaren Sinnbild seiner Stimmungen schüfe. Wohl aber wird z. B. der von einer Gemütsbewegung Ergriffene unfehlbar wirklich zu Bewegungen mindestens tendieren müssen: wofern wir nicht glauben sollen, dass sämtliche Urteile über tatsächlich ausser uns vorhandene Seelenvorgänge falsch sind.

Man bemerkt sofort den springenden Punkt des Unterschiedes. Inbezug auf Farbe, Form, Festigkeit, Gewicht, Oberflächenqualitäten, Temperatur, Geruch etc. ist unser Körper etwas relativ Fixiertes und liegt daher wesentlich ausserhalb der Wirkungszone des Geistes. Erstaunliche Wandelbarkeit von sinnlichster Erscheinung aber zeigt er in den Bewegungen seiner Organe. Sie fast einzig, die Sprache mit inbegriffen, sind die Medien des Wollens und die blinden Vollstrecker der Leidenschaft. Durch Bewegungen zumal tritt der Geist in die Welt der sinnlichen Objekte ein. Die bildlichen Wörter und Wendungen, mittelst deren wir Geistiges versinnlichen, hören daher auf bildlich zu sein und gewinnen direkte Gültigkeit, genau in dem Masse als sie Bewegungen betreffen. Wohl zurückbleiben mag der Körper auch hinter ihnen, immer aber wird, was er leistet, gleichsam als Versuch erscheinen einer Nachbildung mit unzureichenden Mitteln.[77]) Von der Ablaufsform und dem Modus der durch die Namen bezeichneten werden uns die wirklichen Funktionen die bald stärkere, bald schwächsere Andeutung geben.

Das angeführte Beispiel enthält nun schon, wenn auch in abstraktester Form, für unser Gesetz den Beweis. Wie sehr sich die Zustände von einander unterscheiden mögen, für die wir das Wort „Gemütsbewegung" haben, immer eignet ihnen ein höherer Grad sei es aktiver, sei es passiver

[77]) So fliegt unser Körper zwar nicht wirklich, wenn wir »jemandem ans Herz fliegen«; aber er eilt doch wenigstens, wobei sich die Arme einem Flügelpaar ähnlich auszubreiten pflegen Und so wird man in allen sonstigen Fällen Annäherungen des körperlichen Verhaltens an die Bewegungssinnbilder feststellen können, mit denen psychische Zustände bezeichnet sind. Dazu muss man allerdings die kinetische Seite des Bildes für sich zu betrachten in der Lage sein und das ist in denjenigen Fällen nicht mehr durchführbar, wo sie den untergeordneten Bestandteil sehr viel konkreterer Vorstellungen bildet, welche die materielle Beschaffenheit der Dinge betreffen. Dahin gehören etwa Wörter wie »geknickt«, »verdreht«, »geschraubt« oder erst recht etwa »gerieben«, »verschlossen«, »aufgeräumt« etc.

innerer T ä t i g k e i t als denen, die wir mit „Gemüts r u h e" zusammenfassen. Zur Tätigkeit gehört als ihr Ausdruck die Bewegung, zum Mangel an Tätigkeit die Bewegungslosigkeit oder die Ruhe. Das können wir auch so beschreiben: die B e w e g t h e i t n i m m t z u d i r e k t p r o p o r t i o n a l d e r i n n e r e n T ä t i g k e i t, womit das Gesetz prinzipiell beglaubigt und wenigstens in quantitativer Hinsicht näher gekennzeichnet ist. Im Zustande des Hoffens, Wünschens, Fürchtens, Erwartens, Strebens etc. ist demnach der Mensch geneigt, allerlei Bewegungen auszuführen und diese Geneigtheit wächst mit der Heftigkeit solcher Gefühle.

Aber auch in qualitativer Beziehung finden wir das Gesetz durch die Sprache bewahrheitet, was an zwei Fällen erläutert sei: einem äusserst abstrakten und einem sehr konkreten. — Durch ein psychisches Geschehen von umfassendster Allgemeinheit kann, wie man weiss, jeder Bewusstseinsinhalt für uns zum „Gegenstand" werden. Man erblickt darin mit Recht das Fundamentalerlebnis der „Apperzeption". Als Element jedes Denkaktes bleibt es nicht selten unserer Betrachtung entzogen. Erst wann vor der „unerbittlichen Logik der Tatsachen" unser Wünschen und Wollen einmal die Segel streicht, erst dann pflegen wir und zwar mit verwundender Deutlichkeit zu wissen, was es mit dem „Gegenstandsgefühl" auf sich habe. Es ist ein Gefühl eigenartiger Gebundenheit an ein nicht wegzuräumendes Etwas. Die innere Tätigkeit stösst auf den „Gegenstand" als auf ein Hemmnis, zu dessen Natur es gehört, vielleicht überwunden und assimiliert, nicht aber beseitigt zu werden. Damit aber müsste dem Gesetz zufolge eine besondere p h y s i s c h e Spannung einhergehen und von einer solchen entlieh offenbar die Sprache den Namen, um jenes eigenartige Hemmnis zu kennzeichnen. „Gegenstand" ist buchstäblich betrachtet eine Sache, die einer anderen Sache e n t g e g e n s t e h t (ins lateinische wörtlich übertragbar mit dem Partizipium „objectum"), allgemeiner ausgedrückt: „g e g e n - ständlich" ist das sinnlich Erscheinende, sofern es Bewegungen a u f h ä l t. Zur Tätigkeitshemmung gehört laut sprachlichem Zeugnis die Bewegungshemmung.

Diesem etwas schwierigen, weil abstrakten Beispiel sei ein recht augenfälliges zugesellt. Wenn wir sagen, dass wir uns zu etwas „hingezogen" fühlen, so meinen wir damit ein Streben, worin sich eine fremde Macht bekunde: ein ausgesprochen p a s s i v e s Streben. Dem müsste die Tendenz entsprechen zu einer allgemeinen Fortbewegung von solcher Art, dass der Anstoss dazu statt aus dem eigenen vielmehr aus einem anderen Körper zu stammen schiene. Eben das aber sprechen wir ja wirklich aus mit der Wendung, dass wir „gezogen" oder „hingezogen" würden. In erheblich verstärkter und um ein weniges modifizierter Form heisst der nämliche Zustand folgerichtig „H i n g e r i s s e n sein". Diesen Namen realisiert eine zumal der Liebeshingerissenheit eigentümliche Gebärde, (die zwar eine Geste ist, aber eine vom Ausdruck getragene) auf das Vollkommenste: wir

meinen den aus leidenschaftlicher Wallung geschehenden Kniefall vor einer geliebten Person. Hier nähert sich wirklich als gleichsam gezogen oder gerissen ein Körper dem andern in stürzender Plötzlichkeit, mit dem Niedersinken allerdings zugleich raumsymbolisch zu erkennen gebend, dass er sich einer fremden Macht überliefere.

Um mittelst unseres Gesetzes, so sagten wir oben, für jedes Erleben den zugehörigen Ausdruck zu finden, sei nur mehr sich zu besinnen nötig auf die dem Erleben innewohnende „Tätigkeit". Allein auch dieses vielleicht nicht immer ganz leichte Unternehmen dürfte uns in den meisten Fällen erspart bleiben. Die Sprache hat, wie wir sehen, von den allgemeinen Grundformen des Erlebens gerade den Tätigkeitscharakter oder vielmehr bereits die aus ihm folgenden Bewegungen bezeichnet. Die Analyse wird daher nicht selten in einer Untersuchung nur der Namen bestehen und der Erfolg wird wesentlich abhängen von unserer Fertigkeit im — Zeichenlesen. Mag solches Wortspiel erlaubt sein, um einen scheinbaren und doch nicht ganz nur scheinbaren Zirkel anzudeuten! Auch die Namen sind Zeichen, deren „Zweck" nur zu oft uns ihren „Sinn" verschüttet. Wer „hingerissen" zu sein bekundet, denkt dabei schwerlich an die damit ausgesprochene Bewegung: was er vorstellt, pflegt vielmehr meist nur der Name, was er fühlt, die an sich unvorstellbare „Bedeutung" des Namens zu sein. Und wenn er mit der als einer allzu landläufigen Sache nicht mehr zufrieden nach dem tieferen „Sinn" zu forschen sich anschickt, so pflegt er ihn nicht so nahe zu suchen als in der offenbarenden Wörtlichkeit des Namens. Nichts in der Tat ist uns geheimnisvoll näher und durch den es verdrängenden Mitteilungszweck zugleich entrückter als das Wort, das so leicht von unseren Lippen gleitet. Wir sprechen mit ihm Mysterien an den Tag; aber freilich ahnungsloser als das Kind, das mit Edelsteinen wie mit Kieseln schaltet.

Die Bedeutung der Sprache für das Grundgesetz des Ausdrucks wird mit den angeführten Tatsachen natürlich keineswegs erschöpft und wir müssen wenigstens einigen Punkten noch kurz Beachtung schenken. Vorerst ist zu sagen, dass neben den mehr oder minder abstrakten eine noch weit grössere Anzahl konkreter Metaphern zur Verwendung kommt. Wir nehmen etwa Gleichnisse aus der Natur, wenn wir z. B. vor Schreck wen „zu Stein" werden lassen, wenn wir von „eingewurzelten" Vorurteilen sprechen, wenn wir eine Persönlichkeit „wetterwendisch" nennen; oder solche aus dem Menschenleben mit der Charakteristik jemandes als „ungeschliffen" oder eines anderen als „zügellos" oder wieder eines anderen als „sattelfest". — Für die Psychologie von grösster Wichtigkeit, aber ungleich schwieriger verwertbar als die abstrakten Metaphern sind zumal die unter ihnen, welche innere Vorgänge nach **bestimmten Verrichtungen und Organen des Körpers** benennen. Das geschieht etwa, indem man durch die Attribution „beissend" die Ironie mit den Zähnen und ihrer Tätigkeit

oder durch den Zusatz „verknöchert" pedantisches Wesen speziell mit den Knochen in Verbindung bringt oder ersichtlich zwar nicht den „Sitz", wohl aber das Organ der Beredtsamkeit substituiert in der Kennzeichnung des Redegewandten als eines, der „nicht auf den Mund gefallen". Unter derartigen Wendungen wieder die grösste Bedeutung hat die uralte Scheidung von „Kopf" und „Herz", deren dieses in zahlreichen Kombinationen mit staunenerregender Konsequenz für Gefühl und Pathos, jener ebenso ausnahmslos für Intellekt und Willen steht, womit übereinstimmend „Kopf**losigkeit**" die Abwesenheit der Einsicht, „Herz**losigkeit**" hingegen die Abwesenheit des Gemüts bedeutet[78]). Neben gewissen Körperempfindungen (worüber sogleich Genaueres) haben zu solchen Organunterschiebungen auch noch beigetragen symbolische Vorstellungen mannigfachster Art[79]), die als aufs engste mit philosophischen und religiösen Lehren verflochten in die Vergangenheit der Geistesgeschichte und selbst auf die Besonderheiten altertümlicher Bräuche zurückweisen können. Das jetzt für Uebelreden gebrauchte „Anschwärzen" z. B. gibt von einer nicht mehr vorhandenen Sitte des gegenseitigen Schwarzmachens bei gewissen Gelegenheiten Kunde; „linkisch" hiess ursprünglich nur linkshändig und verblasste zum Synonym für „unbeholfen" erst mit zunehmender Verpönung der Linkshändigkeit; die „Einbildungskraft" führt uns den fast vergessenen Bildzauber vor Augen, indem sie früher einmal wörtlich die Kraft bedeutete, etwas „einzubilden", d. h. durch Willenskonzentration und magische Beihilfen ein sei es heilsames, sei es schädliches „Bild" (z. B. die Vorstellung einer Krankheit) auf eine andere Person zu übertragen. Man sieht, die konkreten Metaphern bergen an physiognomischen Winken zwar manchen Schatz; aber es bedarf ihn zu heben oft entlegener Studien und um nichts weniger naheliegender Erwägungen. Die drei zu'etzt genannten Beispiele leiten zu einer dritten Gruppe von Bezeichnungen über, die wieder unmittelbar belehrend ist: zu den unbildlich gemeinten, den direkten Namen.

Wenn ältere Mediziner mit der Wendung, beim Erschrecken „erstarre das Blut in den Adern" oder werde „zu Eis", die Ansicht stützten,

---

[78]) Zum Belege führen wir aus der grossen Anzahl einschlägiger Wörter und Wendungen folgende an: Herzenskälte, Herzenswärme, Herzlichkeit, hartherzig, weichherzig, mildherzig, herzlos, gutherzig, herzzerreissend, offenherzig, Mutterherz (G e f ü h l). Herzensangst, Herzensfreude, Engherzigkeit, Männerherz, Weiberherz, Hasenherz, hochherzig, kleinherzig, leichtherzig, mattherzig, herzhaft, beherzt (P a t h o s). Ein schweres Herz haben, das Herz auf dem rechten Fleck haben, sich etwas zu Herzen nehmen, etwas nicht übers Herz bringen können, jemandem sein Herz ausschütten, es geht einem etwas zu Herzen, jemandem ins Herz sehen, jemanden im Herzen tragen, gebrochenes Herz, sein Herz verlieren (G e f ü h l). Scharfer Kopf, klarer Kopf, offener Kopf, kopflos, etwas im Kopfe haben, etwas im Kopf behalten, sich den Kopf zerbrechen, Dummkopf, Kindskopf (I n t e l l e k t). — Querkopf, starrköpfig, hartköpfig, seinen eigenen Kopf haben, Dickkopf, sich etwas in den Kopf setzen, seinen Kopf durchsetzen, mit dem Kopf durch die Wand wollen; kalter Kopf, den Kopf oben behalten, den Kopf verlieren, kopfscheu werden, Brausekopf, hitzköpfig (Eigensinn-Selbstbeherrschung Reizbarkeit. W i l l e).

[79]) So bildet der Kopf zu Geist und Willen schon darum eine Analogie, weil er als den Körper überragend ihn so zu beherrschen scheint wie jene beiden die Seele.

dass es tatsächlich koaguliere, so ist das zwar eine Naivität. Allein schon das für verwandte Gefühle gebrauchte „Schauern" oder „Gruseln" nennt zweifellos Körperempfindungen, welche von der Blutleere der Haut herrühren[80]). Das Volksmärchen lässt durchaus folgerichtig die Wirkung greulicher Spukgesichte auf den, der „auszog das Fürchten zu lernen", übertroffen werden von einem Guss kalten Wassers, in welchem Gründlinge schwimmen. Auch die „Finsterkeit des Gemüts" und was ihr gemäss, „alles in den schwärzesten Farben zu sehen", hat noch andere als nur metaphorische Gründe. Es wird dem Erregten tatsächlich wohl einmal „dunkel vor den Augen" und längere Depressionen können unserem Weltbild dauernd die Farbe rauben, indem sie machen, dass wir Helles nimmer hell, Dunkles noch dunkler nicht zwar sehen, aber zu sehen meinen. Unfraglich vollends nehmen auf Wahrgenommenes Bezug viele Wendungen, die vom Herzen handeln. Aussagen wie: etwas „schneide ins Herz" oder „nage am Herzen" oder „ziehe das Herz zusammen" sind zu besonders, als dass sie nur gleichnishaft verstanden sein wollen. Dasselbe gilt von den die Atmungstätigkeit betreffenden Redensarten wie: es sei uns „beklommen" oder „schwül" zu Mute oder wir hätten ein Gefühl der „Erleichterung". Die volkstümliche Terminologie ist überaus reich an solchen Beobachtungsniederschlägen, an deren einigen wir endlich abermals das Grundgesetz des Ausdrucks illustrieren.

Von der Redewendung, dass ihm jemand „geneigt" sei, pflegt wohl niemand mehr den Ursinn mitzudenken, den das Wort uns bewahrt hat: die vorgeneigte Körperhaltung nämlich des freundlich Gestimmten. Auch die zwar ist nur teilweise Ausdruck, teilweise Geste, wovon wir für unseren Zweck jedoch absehen. Der Charakter der Positivität in der Tätigkeit des bezeichneten Gefühls müsste nach dem Gesetz jedenfalls zu abduktiven oder vordringenden Bewegungen führen, was ausser „geneigt" auch „zugeneigt", „entgegenkommend", „zuvorkommend", „verbindlich" bestätigen. Mit dem W i d e r streben der umgekehrten Stimmung andrerseits sollten rückläufige Funktionen korrespondieren und in der Tat lassen Wörter wie „abgeneigt", „zurückhaltend", „ablehnend" keinen Zweifel übrig, dass es sich wirklich so verhalte. — Schliesslich sei noch des Zustands der Trauer, des Kummers, des Grams gedacht. Dem inneren Druck entspricht hier laut Namenszeugnis die Gedrücktheit des Körpers: der Bekümmerte fühlt sich „niedergeschlagen", er ist „sorgen b e l a d e n", der Kummer „lastet" auf ihm; und so sehr gibt davon seine Haltung Kunde, dass sein zuschauender Nebenmensch diese Gemütsverfassung „kopfhängerisch" taufte. — Damit verlassen wir das wichtige Gebiet der sprachlichen Belege und wenden uns flüchtig noch einigen anderen zu.

---

[80]) Einiges Material dieser Art findet man in dem schon erwähnten Büchlein von C. L a n g e »Ueber Gemütsbewegungen«, das übrigens nur in deskriptiver Hinsicht brauchbar ist, während seine Interpretationen unter tendenziöser Einseitigkeit leiden.



Es war bislang von Zügen des inneren Verhaltens allgemein die Rede und nur beiläufig, wie es die Sprache eben mit sich brachte, auch von Affekten. Allein auch deren jedesmal charakteristische Begleitfunktionen sollten wir an der Hand des Gesetzes aus dem Charakteristischen ihres Wesens entwickeln können. Die im engeren Sinne sog. Ausdrucksbewegungen würden dann abermals für seine Zuverlässigkeit ganz besonders geeignete Kriterien abgeben. Wir wollen es zu dem Behuf in etwas veränderter Gestalt aussprechen.

Was im Begriffskreis „Gefühl" den engeren Kreis „Affekt" begründet, ist gar nichts anderes, als das Vorwalten der „Tätigkeit" vor den qualitativen Gefühlselementen. Ein Gefühl nimmt affektive Form an, sofern und in dem Masse als die ihm innewohnende „Tätigkeit" auf Kosten seiner sonstigen Züge gesteigert erscheint. Die Mannigfaltigkeit der Affekte ist im wesentlichen eine ebenso grosse Mannigfaltigkeit innerer Tätigkeitsformen, zu deren Beschreibung nun zwar so allgemeine wie die bisher verwandten Begriffe nicht mehr ausreichen. Der Zorn etwa besteht noch in anderem als in einem Streben von ausgesprochenem Spannungscharakter, worin er sogar z. B. mit der Freude völlig übereinstimmen kann: er schöpft sein Besonderes aus der die Seele erfüllenden Vorstellung, dass etwas zerstört werden müsse. Er ist mit einem Wort Vernichtungsdrang wie die Furcht ein Drang zur Flucht und das Staunen ein Drang ist, sich zu orientieren. Wir müssen, wie man sieht, zu genauerer Kennzeichnung eines Strebens einen neuen Begriff, nämlich den des Ziels einführen, mit dessen Erreichung das Streben erlösche. Dann würde das Gesetz offenbar erfordern, dass die begleitenden Funktionen auf dieses Ziel gerichtet wären. Nun kennen wir aber als durch ein Ziel bestimmt schon diejenigen Bewegungen, die aus dem Willen stammen, und es liegt nahe, Zieltätigkeit überhaupt nach Massgabe der uns geläufigen Form derselben: der Zwecktätigkeit zu begreifen. So angesehen wird der körperliche Ausdruck des Affekts der Handlung vergleichbar und sein Gesetz ist im Hinblick auf diese zu formulieren.

Es sind aber beide auch wieder fundamental von einander verschieden. Der Willensakt ist punktuell determiniert, der Affekt ein allgemeiner Drang, eine blosse Art der inneren Tätigkeit. Vernichten wollen z. B. kann ich nur eine bestimmte Sache: die Fliege an der Wand, den in der Ferne weilenden Feind, eine mich hemmende Institution u. s. w. Vernichtungsdrang hingegen als die Tendenz, überhaupt zu vernichten, wird ganz allgemein zum Ausdruck kommen müssen: daher ich aus Wut über eine abwesende Person etwa das Gefäss vor meinen Augen zertrümmere, ob dies gleich völlig zwecklos ist. Der Willensakt hat jederzeit ein singuläres, der Affekt ein generelles Ziel. Die „Ausdrucksbewegung" ist ein generelles Gleichnis der Handlung.

In dieser Fassung findet das Gesetz unmittelbar auf alle Affekte Anwen-

dung, was ein Beispiel verdeutlichen möge. Es handle sich um den Ausdruck des Entsetzens oder doch um dessen wichtigste Züge. Entsetzen ist unter anderem ein Drang, nicht nur zu fliehen, sondern dem Entsetzen erregenden Etwas zu entfliehen, aus seinem Wirkungsbereich hinauszukommen, es sich „vom Leibe zu halten“ etc. Unsere Frage lautet deshalb: was tun wir, wenn wir uns von etwas abwenden wollen, etwa eine Sache nicht zu sehen wünschen? Wir schliessen z. B. die Augen oder drehen den Kopf oder biegen den Körper weg oder, falls die Sache uns nahe genug, so schieben wir sie fort oder auch wir gehen davon. Diese sehr unterschiedlichen Funktionen gehören dennoch zusammen in Hinsicht auf den Endzweck des Nichtsehenwollens. Und eben die treten nun ungewollt, ja selbst zweckwidrig ein (oder werden zum wenigsten intendiert), so oft wir uns innerlich von etwas abwenden, also ganz besonders im Zustande des Entsetzens. Ein geschickter Erzähler schildere in einer Gesellschaft spannend das Auftreten eines Seiltänzers, der aus schwindelnder Höhe herabfiel und zerschellte: und unfehlbar werden im entscheidenden Moment sensible Zuhörer ganz oder teilweise die Augen schliessen, den Kopf zur Seite wenden und vielleicht gar die Hände abwehrend vorstrecken, wobei der Handteller dem Erzähler zugekehrt ist, so sehr auch dies alles gar keinen Zweck hat, indem dadurch weder etwas fortgeschoben noch ein wirklicher Anblick gemieden wird. In ähnlicher Weise lassen sich, wie gesagt, die Begleitfunktionen sämtlicher Affekte ermitteln.

Einer schon berührten Richtung des allgemeinen Denkens gemäss ist die bisherige Analyse des Ausdrucks nur der zuletzt entwickelten Form des Gesetzes: der Analogie von Ziel- und Zwecktätigkeit gerecht geworden. Darwin insbesondere hat sie zur Grundlage eines kaum haltbaren Versuchs gemacht, den Ausdruck zu „erklären“. Er nimmt die Entsprechung im Sinn der kausalen Abhängigkeit: die Ausdrucksbewegungen, meint er, sind irgendwann einmal Handlungen tatsächlich gewesen, deren Bewusstseinskorrelat durch „Gewohnheit“ erst allmählich verloren ging; sie sind kurz gesagt automatisierte Handlungen. Er verlegt in den Anfang, was überall in der Welt das Spätere ist: nämlich Plan und Zweck, und lässt instinktartige Phaenomene aus bewusster Utilität entspringen. Diese „Erklärung“ mag für den Nützlichkeitssinn eines Engländers Beweiskraft haben; wir brauchen sie umso weniger anzunehmen, als die Psychologie einer Erklärung hier weder bedarf noch sie zu geben je in der Lage sein dürfte. Man findet den Grundgedanken ohne trübenden Zusatz in dem schon genannten Werke Piderits, wo er (übrigens in den Priorität) unter Zuhilfenahme sehr dankenswerter Zeichnungen an ca. dreissig affektiven Zuständen im wesentlichen einwandsfrei erläutert ist.

(Fortsetzung folgt.)

Mitteilungen.

Geschichtsgraphologie.

Kulturpsychologie der Schrift. Eine graphologisch-historische Anregung.

Die nachfolgenden Notizen sollen nur ein Problem stellen, zu dessen Lösung erst sehr umfangreiche Studien an einem reicheren Material, als dem Verfasser im Augenblick zu Gebote steht, die Grundlage geben können. Es fehlt auch dem Verfasser die Möglichkeit und die Zeit, sich in der wissenschaftlich ernsthaften graphologischen Literatur umzusehen, ob die Fragen, die sich ihm aus ganz anderen Studien ergeben haben, bereits von der Graphologie aufgenommen sind. Endlich ist er kein ausgebildeter Graphologe, wie sehr ihn auch die Bemühungen des Münchner Instituts für wissenschaftliche Graphologie interessieren. Was er zufällig bei seinen geistesgeschichtlichen Studien bemerkt zu haben glaubt, das wünscht er den Graphologen von Beruf vorzulegen, die vielleicht der Kenntnis der Geschichte des Seelenlebens einen grossen Dienst erweisen können.

Ich stelle die Frage voran, die mit den folgenden Ausführungen nur näher formuliert, nicht beantwortet werden soll: „Gibt es ein kulturpsychologisches Gesetz für die Schrift?". Es scheint nämlich, wenn man verschiedene Bildungsschichten innerhalb eines Kulturgebietes oder verschiedene Kulturstufen in verschiedenen Zeiten und bei ganz verschiedenen Völkern prüft, ein merkwürdiger Zusammenhang zwischen der geistigen Konstitution einer Zeit und ihren Schriftformen zu bestehen. Je einfacher die Kulturverhältnisse, d. h. je weniger Differenzierungen sie in sich selber aufweisen, desto mehr gleichen einander die Schriften der einzelnen Persönlichkeiten. Wie diese selbst an typische Formen des geistigen Daseins gebunden sind, so ist auch die Form ihrer Schrift eine typische: sie bleibt im ganzen innerhalb der zeitlichen Normalform. Gesteigerte, komplizierte Kulturen dagegen, d. h. solche geistig-seelischen Zustände, in denen die Individualitäten sich mehr zu selbstständigen Grössen gestalten und in denen folglich persönliche Sonderwerte entstehen, zeigen eine weit grossere Mannigfaltigkeit an individuellen Schriftformen. Je mehr sich das geistige Leben der Persönlichkeit vom Typischen befreit, desto mehr auch strebt es nach eigenartiger Bekundungsweise. Es gibt dazu eine sehr interessante Parallele auf dem Gebiete der Gebärdendarstellung.

Die Illustration der alten deutschen Rechtsbücher, z. B. die sehr wichtigen Darstellungen des Sachsenspiegels sowie die der mittelalterlichen Liedersammlungen zeigen ein ganz festes Gebärdenspiel, das nicht nur auf Mangel an zeichnerischem Können beruht, sondern das in bedeutungsvoller Weise dem Leben entspricht. Vergleicht man damit die lebensvolle Fülle an Ausdrucksbewegungen bei den Malern der italienischen Renaissance und in den deutschen Holzschnittbildern seit Durer — es genügt ein Hinweis auf Leonardos Abendmahl — so befinden wir uns in einer Welt, in der das Individuum sich ungleich

freier und vor allem eigenartiger ausspricht. Die Parallelen in der Literatur und im Stil der Sprachen sind äusserst zahlreich, führen aber von unserer nur auf die Gebärde gerichteten Frage ab.

Es scheint demnach so zu liegen, dass einfachen Kulturverhältnissen typische, wenig individuelle Schriftformen entsprechen; dass dagegen einer an individuellem Leben reichen Zeit auch eine entsprechende Mannigfaltigkeit durchaus persönlicher Schriftbilder eigen ist. Einige bestätigende Beobachtungen, die dem Verfasser bei seinen Studien ohne weiteres zur Hand sind, seien dafür mitgeteilt.

Wer Gelegenheit hat, zahlreiche Schriftproben aus den einfachen Kreisen unseres Volkes zu sehen, z. B. von Landarbeitern, aus der städtischen Bevölkerung von allerlei Handarbeitern, dem wird es auffallen, dass die meisten Schriftbilder mehr oder minder die erlernten Schulformen ohne grössere individuelle Durchbildung, meist nur in's Ungelenke, Steife entstellt, durchscheinen lassen. Das wird anders, sobald der Beruf geistig vielseitigere Anspannung erfordert, wie etwa Rechnen, Buchführung, Korrespondenz. Der kleine Kaufmann, der Verwalter, der bessere Arbeiter, der Mechaniker, der Polierer usw. zeigen durchweg schon ein fliessenderes und eigenartigeres Schriftgepräge. Dem ganzen Reichtum hochindividueller Züge aber scheint man in den Kreisen zu begegnen, wo das geistige Leben der Zeit seine ausgeprägtesten Vertreter findet. Handschriften von Gelehrten, deren mir eine grosse Sammlung vorliegt, zeigen nicht immer das starkste individuelle Leben; weit mehr ist das bei Handschriften von Dichtern und Künstlern der Fall, die ja gewissermassen die Exponenten der geistigen Strömungen sind.

Können wir in der eigenen Zeit die Psychologie der Schrift als Psychologie der Kulturschichten fassen, so wird Aehnliches für Kulturstufen zutreffen. Für das griechisch-römische Altertum versagt dieses Mittel; höchstens könnte man den Styl der uns allein überlieferten monumentalen Inschriften als solchen zum Gegenstand einer derartigen Untersuchung machen. Die grossen Persönlichkeiten des Altertums dagegen liegen uns leider nicht in ihren Handschriften vor. Was würde man um eine Seite von Platos oder Cäsars Hand geben! Erst mit dem Mittelalter tritt wieder eine handschriftliche Ueberlieferung ein. Was griechische, deutsche und lateinische Paläographien in gleicher Weise zeigen, ist die Herrschaft fester Typen, die wohl nach Zeiten und Schreiberschulen zu unterscheiden sind, in denen aber, abgesehen von ganz geringen typischen Eigenheiten, nie eine ausgeprägte Individualität zur Erscheinung kommt: derartig, dass wir etwa bestimmte Handschriften sofort auf eine bestimmte Persönlichkeit zurückführen könnten. Selbst das Jahrhundert kann ja ungewiss sein. — Auf keinem Gebiet geht aber das streng Typische, ganz Unindividuelle der Schrift so weit wie in den hebräischen Handschriften. Wohl gibt es feine Unterschiede zwischen westlichen (spanischen) und östlichen (deutschen und polnischen) Handschriften; aber schon das Jahrhundert ist schwer bestimmbar. Mag auch vieles hierbei der Macht einer festen Formentradition beizumessen sein, so bleibt es dennoch erstaunlich, wie völlig die individuellen Züge zurücktreten.

Was vom europäischen Mittelalter gilt, das scheint auch für solche Kulturgebiete Geltung zu haben, in denen die Persönlichkeit noch gänzlich vom Volksmässigen und Rassenhaften beherrscht wird. Zahlreiche Völker verschiedener Rassen — Perser, Türken, Hindus, Maleien, Suahilis, Berber u. a. — haben mit dem Islam die arabische Schrift übernommen. Man kann zwar in den Handschriften eine diesen Völkern entsprechende geringfügige Modifizierung jenes Schriftsystems verfolgen; doch bleibt es bei nur stilistischen Unterschieden der nämlichen Grundform. Sehr schwer vollends würde es sein, aus Schriften des-

selben Gebietes und derselben Zeit die Person des Schreibers zu intendifizieren, wenn nicht zufällig Angaben über ihn vorliegen. Den unindividuellen Charakter dieser Schriftformen kann man am besten mit unseren Drucktypen vergleichen. Mancherlei Bestimmungen über Entstehungszeit und Herkunft sind möglich; aber in beiden fehlt das Individuum.

Das ganze Bild verändert sich nun auffallend, seitdem in der grossen Geisterbewegung der Renaissance die Persönlichkeit entdeckt und befreit wird. Von diesem Zeitpunkt an treten die individuellen Handschriften in Masse hervor; und oft sind es höchst merkwürdige Schriftbilder, die wohl eine wissenschaftliche Analyse verdienten. Das wäre ein vortrefflicher Beitrag zur Kenntnis der Geschichte der Seele in dieser interessanten Zeit. Eine ganze Reihe historisch bedeutsamer Persönlichkeiten kennen wir seither aus ihren Handschriften recht genau. Ich weise auf Papst Alexander VI., Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Erasmus, Luther, Hutten hin. Alle diese in irgend einer Richtung markanten Persönlichkeiten haben eine oft höchst eigenartige Handschrift, die auch von den typischen Formen der Zeit stark abweicht. Vergleicht man mit ihnen eine mehr im Konventionellen sich bewegende Persönlichkeit wie Hans Sachs, so steht seine Schrift dem Zeittypus viel näher, wogegen Albrecht Dürers Hand wiederum nicht zu verkennen ist.

Das liesse sich nun weiter durch die nächsten Jahrhunderte verfolgen. Schriftproben literarischer Persönlichkeiten des XVIII. Jahrhunderts sind dafür allgemein zugänglich. — Noch einen Gedanken möchte ich bei dieser Gelegenheit der Prüfung anheimgeben. Sollte nicht die Schrift auch vom Stil, der die darstellenden Künste beherrscht, etwas verraten? Hat jemand schon versucht, das Barock, das Rokoko, den Zopfstil und das Empire in den Handschriften der Zeit wiederzufinden? Dafür wären natürlich Durchschnittshandschriften heranzuziehen, die aber von Persönlichkeiten stammen, die von den Bildungselementen der Zeit tiefer berührt sind. Könnten nicht durch die Jahrhunderte gerettete Briefschaften einer Familie oft einen interessanten Beitrag zur Stylgeschichte und zur Geschichte der seelischen Zeitstimmungen liefern? Soweit ich aus eigener Anschauung hierüber urteilen darf, ist d i e s e Frage zu bejahen. Möge sich eine geeignete Kraft ihrer Lösung annehmen.

Nur eine „Anregung" ist mit vorstehenden Ausführungen beabsichtigt. Ob sie fruchtbar ist, mögen die wissenschaftlichen Vertreter der Graphologie beurteilen. Aber eine Form, in der das hier Gewünschte zu erfüllen wäre, schwebt dem Verfasser dennoch vor. Das dankenswerte kleine Buch von B u s s e „Wie beurteile ich meine Handschrift" bringt eine Fülle von Dokumenten, die aber sämtlich der Illustration der diagnostischen Grundgesetze dienen. Sollte es nicht ebenso gut möglich sein, einen Atlas von Handschriften im Interesse der k u l t u r h i s t o r i s c h e n P s y c h o l o g i e zusammenzustellen? Er könnte den hier angedeutenden Gang der Entwicklung wenigstens für die europäische Geistesgeschichte in Schriftbildern darstellen. Faksimilia der verschiedenen Stilperioden — etwa seit der Merovingerzeit — würden die Bewegung vom Typischen zum Individuellen dartun. Vor allem müssten die geistigen und künstlerischen Persönlichkeiten hier in Schriftbild und graphologischer Analyse zur Darstellung gelangen. Denn ohne die letztere, die n u r das zu sagen hätte, was die Schrift symptomatisch bekundet, wäre das Werk für den Laien nicht mehr als eine Autographensammlung, um die es uns nicht zu tun ist. Möchte sich eine geeignete, historisch und graphologisch gebildete Kraft dieser dankbaren Aufgabe annehmen.

L e i p z i g. Dr. R. S t ü b e.

Gerichtsgraphologie.

Schriftverstellung durch Schreiben mit der linken Hand.

Folgender Fall veranlasst mich, zu meinen Ausführungen über dieses Thema in den Graph. Monatsheften (Jahrg. VIII S. 30/32) einen kleinen Nachtrag zu liefern.

Es sollte durch Schriftvergleichung festgestellt werden, von wem einige anonyme Reimereien herrührten, die auf eine Klosettür geschrieben waren und sich in recht despektierlichen Ausdrücken gegen einen Lehrer richteten, der auf die Benutzung des Klosets angewiesen war. Auf der Verdachtsliste standen mehrere Kinder in dem Alter von 9 bis zu 14 Jahren. — Nach der Prüfung des Falles kam ich zu der Ueberzeugung, dass von diesen Kindern nur eins, ein zwölfjähriges Mädchen, in Frage kommen konnte, und dass dieses Mädchen auch höchst wahrscheinlich die Schreiberin sei.

Zunächst hatte sich eine Reihe handschriftlicher Uebereinstimmungen ergeben, indes waren diese nicht su markant, dass ich mich allein danach zu dem obigen Gutachten hätte entschliessen können; den Ausschlag gaben vielmehr Befunde anderer Art. Die Reimereien waren nämlich in ausgiebigster Weise durch Bilder illustriert, die den angegriffenen Lehrer in gewissen Situationen menschlicher Tätigkeit darstellen sollten. Die Gesichter in diesen Bildern waren fratzenhaft, zeugten aber entschieden von Zeichengeschick und sahen — soweit sie Seitenansicht zeigten — auffallenderweise alle nach rechts. Wie aus der Strichformation hervorging, waren die Zeichnungen mit grosser Geschwindigkeit hingeworfen. Sie rührten also höchst wahrscheinlich von jemand her, der linkshändig und in linkshändigem Zeichnen geübt war. Die Nachfrage ergab nun, dass beides auf jenes Mädchen zutraf. Es wurden mir Zeichenhefte vor ihr vorgelegt, worin sich zahlreiche ganz talentvolle Zeichnungen befanden, darunter selbst gestaltenreiche frei erfundene Genreszenen, und alles war mit der linken Hand gezeichnet worden. Die Profile in diesen Zeichnungen sahen ebenfalls meist nach rechts, wo aber das Gegenteil der Fall war, erklärte sich dies aus der Situation des betreffenden Bildes.

Dass von ungeübten (und auch von geübteren, wenn sie sehr schnell zeichnen) Profile mit der rechten Hand gewöhnlich nach links gezeichnet werden, ist bekannt. Zu erklären ist dies wohl damit, dass die Gesichtslinie im allgemeinen etwas schräg von hinten-oben nach vorn-unten verläuft, und dass der rechten Hand die Richtung von rechts-oben nach links-unten (die ja beim Schreiben die Hauptrichtung ist) besser liegt als die Richtung von links-oben nach rechts-unten. Jene Richtung hat aber die Gesichtslinie, wenn das Profil nach links gewandt ist. Beim Zeichnen mit der linken Hand ist es natürlich umgekehrt.

Die Nutzanwendung des Falles ergibt sich von selbst.

Dr. Georg Meyer.

Ist eine unleserliche Namensunterschrift rechtsunwirksam?

In der „Deutschen Juristen-Zeitung" 1903, S. 141 ff., hat ein Autor diese Frage bejaht. Er führt dort aus, dass ein der Schriftform bedürftiger Vertrag mit Hilfe besonders vereinbarter Schriftzeichen (also z. B. mit Hilfe einer Geheimschrift) abgefasst, ebensowenig der gesetzlichen Vorschrift der Schriftlichkeit genüge als ein Schriftstück, das durchaus unleserlich geschrieben sei. Auch tadelt er, dass insbesondere bei Kaufleuten die Unterschriften und Firmenzeichnungen oft undeutlich geschrieben und mit allerlei Schnörkelwerk

versehen werden. Bei den Wechselindossamenten hat man die beste Gelegenheit, dies bestätigt zu sehen. In früherer Zeit galt es ja wohl als Zeichen besonderer Gelehrsamkeit, seinen Namen möglichst unleserlich schreiben zu können. Wollte man heute solche Unterschriften noch damit verteidigen, dass sie gegen Fälschungen gesichert seien, so kann ich behaupten, dass es dem geübten Handschriftenfälscher durchaus keine Schwierigkeiten bereitet, eine leserliche oder unleserliche, sehr verschnörkelte Unterschrift wahrheitsgetreu nachzuahmen. Eine kleine Rüge erteilt jener Autor auch der Gepflogenheit, Namensunterschriften abzukürzen. Es kommt ja hauptsächlich auf den Zweck des Schriftstückes an, der solche Gepflogenheiten tadelnswert erscheinen lässt oder nicht. Ein unleserlich unterschriebenes Schriftstück ist erklärlicherweise für die Leute der Umgebung des Schreibers (Unterbeamte) jederzeit leserlich; ist das Schriftstück aber bestimmt, in den Verkehr zu kommen, so wird man schon allgemein leserliche Unterschriften verlangen müssen. In dem erwähnten Aufsatz der „D. J.-Z." ist auch eine Entscheidung des Reichs-Oberhandelsgerichts v. 7. Sept. 1877 (Band 22, S. 407) zitiert, die sagt, dass die Namensunterschrift entsprechende Anwendung der Buchstabenschrift erfordere. Dieses Gericht erklärt daher auch eine Wechselunterschrift für ungenügend, deren Schreiber zwar versucht habe, seinen Namen zu schreiben, bei der er aber nicht vermocht habe, auch nur einen erkennbaren Buchstaben auf den Wechsel zu setzen, vielmehr nur Federstriche, die mit Buchstaben keinerlei Aehnlichkeit haben. Die Vollziehung mit solchen willkürlichen Zeichen bedürfe nach Art. 94 WO. der gerichtlichen oder notariellen Beglaubigung. Dass die „Zeichnung" der Firma und der Namensunterschrift durch den Kaufmann, dessen Bevollmächtigten und die Gesellschafter zur Aufbewahrung bei dem Gerichte (vergl. z. B. §§ 29, 35, 53, 108 HGB.) den Zweck habe, geeignetes Material zur eventuellen Handschriftenvergleichung zu beschaffen, ist eine sehr plausible Ansicht jenes Autors.

Natürlich hat es nicht an weiteren Autoren gefehlt, die das Gegenteil behauptet haben und sich an der Unleserlichkeit einer Unterschrift nicht stossen würden, wenn sie nur echt ist. Andere unterscheiden wieder mit juristischer Spitzfindigkeit zwischen „unleserlichen" und „undeutlichen" Namensunterschriften. Beides sind in der Tat ganz subjektive Begriffe, da dem, der den Schreiber oder dessen Namen kennt, seine Unterschrift nie „unleserlich" erscheinen wird, höchstens „undeutlich". Auf diese Streitfrage will ich mich hier nicht weiter einlassen; ich glaube aber, dass es einleuchtend genug ist, wenn ich sage, es liegt im eigensten Interesse eines jeden Menschen, sich jederzeit einer gut leserlichen Handschrift und Unterschrift zu bedienen. Es wird sich lediglich noch um die Unterzeichnungen handeln, da die Maschinenschrift ja fast überall in kaufmännischen Betrieben eingeführt ist. Da, wo es aber auf den Wert der Handschrift selbst ankommt, z. B. beim Schuldschein, ist anzuraten, sich eine ganze Handschrift des Schuldners zu verschaffen. Bei einem etwa notwendig werdenden Beweise der Echtheit der Urkunde durch Handschriftenvergleichung ist dies von nicht zu unterschätzendem Vorteil. Dr. Hans Schneickert.

Literatur.

Dr. jur. Hans Schneickert. — Die Geheimschrift im Dienste des Geschäfts- und Verkshrslebens.

Praktische Anleitung zu chiffrierten Korrespondenzen mit zahlreichen Alphabeten und leichtverständlichen Beispielen. — (Verlag von Dr. Ludwig Hubertis moderner, kaufmännischer Bibliothek, Leipzig. 1905. 75 Seiten. Preis 2.75 Mk.)

In dem vorliegenden Werke hat Schneickert sich der Aufgabe unterzogen, „die Geheimschriftenkunde nur vom rein-praktischen Standpunkte aus darzustellen". In übersichtlicher und klarer Weise werden die einzelnen Geheimschriftmethoden in vier Kapiteln besprochen; ausserdem gibt Schneickert einen Ueberblick über die Geschichte der Geheimschriftenkunde nebst ausführlichem Literaturverzeichnis und erörtert endlich im letzten Abschnitt die Dechiffrierkunst, wobei er auch den Wert der Graphologie gebührend berücksichtigt. Um den Zweck eines Lehrbuches noch besser zu erfüllen, wurde eine Anzahl Uebungsaufgaben gestellt, deren Lösungen zum Schluss gegeben sind. Wir zweifeln nicht, dass das Schneickertsche Werk den Erwartungen aller Interessenten vollauf entsprechen wird.

Armand Dayot. — Die Handschrift Napoleons I.

Mit 40 Bildern, Briefen und Unterschriften Napoleons in Faksimile. — (Verlag von Heinrich Schmidt und Karl Günther, Leipzig. 1904. 24 Seiten in Folio. Preis 1.50 Mk.)

Seit Henze in der bekannten Weise die Namenszüge Napoleons I. besprochen und später Michon, zweifellos hierdurch angeregt, ein eingehendes Werk über die Handschrift Napoleons I. geschrieben hat, gehört dieselbe zu den überall wiederkehrenden Beispielen der graphologischen Literatur. Neue Schriftproben Napoleons I. sind allerdings seit Michons Werk, soweit wir sehen, von Graphologen nicht veröffentlicht. Auch ist von keiner Seite eine neue, eingehende Darstellung von Napoleons Charakter auf Grund der Entwicklung seiner Handschrift versucht worden.

Das vorliegende Werk bietet eine grosse Anzahl interessanter Handschriftenproben, zumal Namenszüge, und berücksichtigt auch die graphologischen Aeusserungen Henzes und Michons. Eine wirkliche Studie über die Handschrift Napoleons würde man jedoch vergebens suchen. Die Publikation darf nur als eine willkommene Materialbereicherung in autographischer Hinsicht betrachtet werden.

B.



Für Redaktion verantwortlich: Dr. Ludwig Klages, München. — Druck und Papier von Gebr. Haertl, München.

Die Kunst aus der Handschrift der Menschen auf ihren Charakter zu schliessen.*)

Von Édouard Hocquart.
Aus dem Französischen übersetzt von Isabella, Freifrau von Ungern-Sternberg.

Einleitung.

Nichts ist schwieriger als die Erkenntnis des Menschen; wie dringen wir ein in die Welt seiner Gedanken, wie wollen wir das erkennen, was wegen seiner unkörperlichen Existenz unsere Sinne nicht berührt? Dennoch teilen wir unsere Gedanken mit und ihr wunderbares Werkzeug, die Sprache, schien von so seltsamer Erfindung, dass grosse Philosophen, unfähig sie zu erklären, ein Geschenk der Gottheit in ihr erblickten. Aber die Sprache ist nicht des Menschen einziges Mittel zur Offenbarung seiner Gedanken. Die verschiedenen unter dem im weitesten Sinne gefassten Namen „Gebärden" bekannten Bewegungen des Menschen bilden die sog. Gebärdensprache. Wenn wir sprechen, geschieht dies fast immer unter dem Einfluss des Willens. Die Gebärde hingegen ist oft unwillkürlich. Aus diesem Grunde ist es leichter, durch die Sprache zu täuschen; die Gebärde jedoch, welche uns unwillkürlich entschlüpft, trägt den Stempel der Wahrheit. Die Sprache der Leidenschaft besteht hauptsächlich in den Bewegungen, welche das Wort begleiten. Der Redner Grösster legte die Beredsamkeit in die Geste. Ein Blick ist ausdrucksvoller als die glücklichste Wahl der Worte. Niemand kann uns von seiner Liebe oder von seinem Hass überzeugen, wenn nicht die starke Bewegung seiner Seele sich in seinen Augen malt, in seinem Mienenspiel und in all seinen Bewegungen.

Wie der Tastsinn die Täuschungen der übrigen Sinne zerstört, so berichtigt die Gebärde oft den Sinn der Rede. An einem gewissen scharfen Lächeln erkennen wir die Ironie und die Unsicherheit des Blicks verrät die unter drohenden Worten verborgene Furcht. Je schwieriger die Aeusserungen unserer Gedanken nachzuahmen sind, um so wahrer sind sie: so ist der Ton unserer Rede schwerer wiederzugeben als der Wortlaut und schwieriger noch der Gesichtsausdruck. Ihm gibt eine grosse Ueberlegenheit für unser Problem die Notwendigkeit vollkommener Uebereinstimmung aller Bewegungen; wenn ein einziger Gesichtszug nicht mit den andern über-

*) Der Uebersetzung ist die zweite Ausgabe des Buches vom Jahre 1816 zugrunde gelegt. Bei einigen sinnentstellenden Auslassungen, die zweifellos auf einem Versehen des Druckers beruhen, wurde die erste Ausgabe zu Rate gezogen.

einstimmt, so ist die Verstellung offenbar. Vergebens bewegen sich die Lippen zu freudigem Lächeln, wenn die Augen nicht aufglänzen und leuchten, wenn die Stirn sich nicht aufhellt und die Sorgenfalten schwinden. Da jeder Gesichtszug seine eigene Sprache hat wegen der ihm eigenen Bewegungen, bedarf es grosser Uebung, um allen ohne Zwang des Gefühls den gleichen Ausdruck zu geben. Ist also die Verstellung schon bei innerer Ruhe sehr schwer, welcher Selbstbeherrschung bedürfen wir dann, um heftige Bewegungen zu unterdrücken und den ihnen entgegengesetzten Gesichtsausdruck zu zeigen. Einige Bewegungen sind übrigens der Nachahmung ganz unzugänglich, weil hier der Wille völlig machtlos ist.

Ein aufmerksamer Beobachter, der die verschiedenen Nuancen zu erfassen weiss, ist schwer zu täuschen durch geheuchelte Gefühle. Nicht immer aber will der Mensch täuschen und nicht immer will er seine Gefühle äussern; indessen können auch seine gleichgültigsten Handlungen, da sie notwendigerweise durch den Charakter modifiziert sind, in gewisser Hinsicht zu seiner Beurteilung dienen. Der zwanglos handelnde Mensch zeigt seine Lebhaftigkeit oder seine Langsamkeit, sein Ungestüm oder seine Zurückhaltung, seine Härte oder seine Sanftmut, seine Geschicklichkeit oder seine Ungeschicklichkeit. Wer Anmut in seine Schreibweise legt, tut dies im allgemeinen auch bei anderen Bewegungen. Ein eigenartiger Mensch tut nichts wie ein anderer und seine Bewegungen müssen ein besonderes Gepräge tragen. Dies sind die hauptsächlichsten im allgemeinen bemerkbaren Veränderungen bei den Bewegungen des Menschen und sie zeigen seine hervorstechendsten Charakterzüge an.

Es gibt aber noch andere, die man aus der Stetigkeit oder aus der Wiederholung einer Handlung folgern kann Hat sie eine bestimmte Dauer oder wiederholt sie sich oft? Der Mensch von wenig Ausdauer führt nichts zu Ende und dies ist stets sein Fehler; der Unbeständige handelt ungleichmässig; wer Launen folgt, macht Seitensprünge. Sind Zuschauer da? Der eitle Mensch fällt gerne besonders auf, aber der schlichte Mensch handelt, als wäre er unbeachtet.

Wir sehen also, wie ein aufmerksamer, scharfsinniger Beobachter mehrere Charakterzüge eines Menschen beurteilen kann nach seinen Bewegungen, sogar nach den gleichgültigst erscheinenden. Gleichfalls zu den eben dargelegten Ergebnissen müssen wir gelangen bei Anwendung dieser allgemeinen Erwägungen auf die Schreibtätigkeit eines Menschen, sie muss, wenn wir ihre Abhängigkeit von den Regungen der Seele und des Geistes bedenken, den Stempel der Leidenschaften tragen und Beziehungen zu den geistigen Fähigkeiten besitzen.

Die Kunst, aus der Handschrift auf den Charakter des Menschen zu schliessen.

Wenn jemand schlecht und mühsam schreibt, kann die Hand den Gedanken nicht folgen und die oben angegebenen Wechselbeziehungen bestehen nicht mehr; wir erkennen aber, dass mangelnde Schulung die Ursache hiervon ist. Wer ungeübt ist, jedoch genügend unterrichtet wurde, verrät dies durch sein Bemühen, wenigstens leidlich zu schreiben. So unterscheiden wir Menschen ohne Schreibschulung und solche ohne Schreibübung. Eine schöne Schrift hingegen ist häufig das Ergebnis besonderer Schulung; sie steht dann in Beziehung zu dem ausgeübten Berufe, der sich gewöhnlich in ihr ausprägt. Die Schrift eines Kaufmanns ist unverkennbar und sie unterscheidet sich von derjenigen mehrerer anderer Berufe, welche eine sorgfältige Handschrift verlangen. Wo aber so viel Kunst angewandt wird, kommt die Natur schwer zum Durchbruch. Nur ein geübtes Auge kann hier mehrere Unterschiede erkennen, die sich auf gewisse Charaktereigentümlichkeiten beziehen. In den folgenden Betrachtungen werden wir aber nur von Handschriften sprechen, welche weder zu viel noch zu wenig Schulung besitzen und daher als sozusagen natürliche angesehen werden können.

Im allgemeinen unterscheidet man leicht die Handschrift beider Geschlechter. Wenn der gesellschaftliche Gebrauch von den Frauen eine besondere Handschrift verlangte, wenn man sie nach anderen Vorlagen schreiben liesse als beim männlichen Schreibunterricht gebraucht werden, so könnte man die Verschiedenheit der Handschriften als unabhängig vom Geschlechtscharakter betrachten. Beide Geschlechter richten sich nach denselben Vorlagen, denselben Grundsätzen und denselben Lehrern. Allerdings brauchen sich die Frauen im Schreiben weniger zu üben und man fordert von ihnen durchaus nicht dieselbe Fertigkeit wie von den Männern; welche Verschiedenheit sich aber auch daraus ergeben könnte, die beiden Handschriftenarten charakterisiert sie nicht. Mangel an Uebung und Sorgfalt kann sich auch in der männlichen Handschrift finden und doch zeigt sich in ihr etwas Männliches. Wenn aber eine Frau gut und fliessend schreibt, wird sie sich nicht ebenfalls durch einige Züge verraten? Gelegentliche Irrtümer sind freilich nicht ausgeschlossen, genau so wie bei der Physiognomie; eine besondere Eigenart macht sie kenntlich, obgleich sie uns in gewissen Fällen täuschen kann.

Wer sich durch einige Ausnahmen hindern lässt, gelangt entweder nie zu einem Urteil oder irrt sich häufiger als derjenige, welcher allgemeinen Regeln folgt. In der Frauenhandschrift findet man weniger Kraft, Festigkeit und Kühnheit; doch braucht man diese Eigenschaften nicht in hohem Masse zu besitzen, um Schriftzeichen mit den entsprechenden Eigentümlichkeiten zu bilden. Die Frauen könnten anders schreiben, neigen aber

von Natur nich dazu. Mit weniger Kraft begabt, äussern sie auch weniger Kraft; leicht ruhen ihre leichten Hände auf dem Papier; gewöhnt sich zu beobachten, in all ihren Bewegungen zurückhaltend, schreiben sie auch weniger zwanglos als die Männer. Mit dieser Zurückhaltung vereinigen sich Zartheit und Anmut der Schriftbildung, die dem weiblichen Geschmack durchaus entsprechen.

Alle Völker unterscheiden sich von einander durch eine besondere Physiognomie. Man erkennt sie an ihren Gesichtszügen, ihrem Benehmen, ihrer Sprache. Alles trägt den Stempel des Nationalcharakters, den man gleichfalls in der Gebärde und in der Handschrift erkennt. Das Schriftsystem eines Volkes kann ein zufälliges, nämlich anderen Nationen entlehntes sein; stets aber ist es durch den Charakter des Lebenvolkes verändert. Die meisten zivilisierten Nationen Europas haben das gleiche Schriftsystem angenommen und doch hat die Handschrift jedes Volkes einen besonderen Charakter. Man erkennt einen Italiener, einen Franzosen, einen Engländer ebensoleicht an seiner Handschrift als an seinen Gesichtszügen: ich beschränke mich auf eine einzige Bemerkung über den Nationalcharakter der Handschriften. Die italienischen Handschriften zeichnen sich aus durch eine besondere Feinheit und Geschmeidigkeit; sind dies aber nicht die ausgesprochensten Züge des italienischen Volksgeistes?

Die Aehnlichkeit, die man oft zwischen Familienmitgliedern beobachtet, findet sich ebenso wieder in ihren Handschriften: zwar ist sie weniger auffällig, weil Gesicht, Miene, Sprache, Benehmen eine grössere Anzahl von Uebereinstimmungen bieten, vorhanden aber ist sie dennoch. Vielleicht möchte man versucht sein, sie der gleichen Erziehung zuzuschreiben, der Gewohnheit, den gleichen Vorschriften zu folgen, häufig gemeinsam zu schreiben und sich gegenseitig nachzuahmen. Wenn wir aber der Erziehung einen gewissen Einfluss zugestehen, der sich vornehmlich erstrecken muss auf die Buchstabenformen, auf das, was man das Materielle oder Mechanische der Schrift nennen kann, so bleiben immer noch Aenderungen, die durch die Schreibbewegungen entstehen und vom moralischen Charakter abhängen. Schreiben mithin zusammen erzogene Angehörige einer Familie recht ähnlich, so gibt es doch auch solche, die entfernt von einander eine verschiedene Erziehung erhielten und dennoch in ihren Handschriften auffällige Aehnlichkeit zeigen.

Von allen Handlungen des Menschen zeigt keine mehr individuelles Gepräge als sein Schreiben. Maler und Bildhauer haben ihre Besonderheiten, an denen man sie erkennt; um aber einen Kunstler aus seinen Werken zu erkennen, muss man durch ein ziemlich langes Studium den Ge-

schmack entwickelt und das Gefühl geschult haben. Bedarf es aber irgend einer Kunst oder Uebung, um eine öfter gesehene Handschrift wieder zu erkennen? Sie repräsentiert so sehr das Individuum, dass die Gesetzgebung aller Völker der Unterschrift mehr Gewicht beilegt als der Zeugenaussage vieler Personen.

Das Alter, welches unser Sein so ausserordentlich verändert und all unsere Bewegungen beeinflusst, muss notwendigerweise der Schrift einen besonderen Charakter aufprägen. Erst zur Zeit der bestimmten Charakterbildung gewinnt die Schrift ihre feste Gestaltung; später, im Mannesalter nimmt sie zu an Kühnheit und Kraft; die zitternde Hand des Greises endlich, verschieden von der Unsicherheit des Kindes, zeigt den „Zahn der Zeit.“ Eine Krankheit kann in der Vollkraft des Lebens die Hand zum Zittern bringen; wenn sie aber auf die geistigen und moralischen Fähigkeiten keinen Einfluss hat, lässt sich die noch vorhandene Kraft trotz der Unsicherheit der Buchstaben erkennen.

Jede Unsicherheit beleidigt das Auge eines ordnungliebenden Menschen. Nicht die Vernunft, sondern der Geschmack treibt dazu. Die Vernunft kann freilich diese Neigung verstärken und so als ihre Ursache erscheinen; nichts steht nämlich mit der Vernunft so sehr in Einklang wie die Ordnung. Ein lebhaftes, beharrliches Gefühl treibt uns zur Ordnung und äussert sich in den meisten Lebenslagen; sie muss sich also auch in der Handschrift ausprägen; die Kaufmannshandschrift zeigt diesen Charakter. Einem Handlungsgehilfen mit zwar leserlicher, aber unordentlicher Handschrift würde ein Geschäftsmann, sei es aus Instinkt oder aus Ueberlegung, wenig Vertrauen schenken. Es ist nicht jedem gegeben, regelmässig zu schreiben. Der eine, allzu zerstreut, kann seine Aufmerksamkeit nicht lange auf einen Punkt richten; der andere ist zu eilig, hingerissen von natürlicher Lebhaftigkeit oder von augenblicklicher Erregung. Aus einer im Charakter liegenden Unbeständigkeit wechseln die einen oft mit den Grössenverhältnissen und Zwischenräumen, andere wieder infolge natürlicher Veranlagung beherrschen ihre Bewegungen nicht recht. Man sieht also, dass die Ordnungsliebe gleichzeitig mit mehreren anderen Eigenschaften auftreten muss, damit die Absicht, regelmässig zu schreiben, andauert und vollen Erfolg hat.

Die regelmässige Schrift kann mehrere Modifikationen zeigen, von denen die Einförmigkeit die wichtigste ist. Einige Typen müssen unveränderlich sein, weil sie zur eigentlichen Gestalt der Buchstaben gehören, andere aber kann man beliebig ändern. Sehen wir nun, dass diese eine bestimmte und feststehende Form besitzen und immer die gleichen Grössenverhältnisse zeigen, so können wir nicht umhin, eine Beziehung anzunehmen zwischen dieser Einförmigkeit und einer grossen Gleichmässigkeit

des Charakters. Uebrigens hat die Erfahrung dies durchaus bestätigt.

Eine Handschrift muss leserlich sein; das ist die erste Eigenschaft, die man verlangt. Kann ein genauer, sorgfältiger Mensch diese unerlässliche Forderung ausser Acht lassen? Es genügt nicht, die Ordnung zu lieben. Wenn Symmetrie in der Handschrift herrscht, kann das Auge befriedigt sein, aber der Geist ist es nicht, wenn die vorgeschriebene Klarheit und Leserlichkeit fehlt.

Ein Kleinigkeitskrämer wird die Beobachtung dieser Regeln übertreiben. Er wird weder Strich, noch Punkt, noch Komma fortlassen. Und diese Bemerkung ist so allgemein wahr, dass sie Anlass gab zu einer sprichwörtlichen Redensart, um dergleichen Leute zu bezeichnen.*)

Man kann das Schöne lieben, ohne es nachahmen zu können. Wer es aber liebt und nachzubilden versteht, sucht es doch nicht immer. Der Maler bemüht sich, die Natur gut wiederzugeben, weil die Schönheit der Form, der Farbe und der Komposition die Vortrefflichkeit der Kunst ausmacht. Wer schreibt, will seine Gedanken anschaulich darstellen; sie sind aber unabhängig von der Schönheit der Buchstaben, durch welche sie zum Ausdruck gelangen. Deshalb wird auch die Schönheit oft vernachlässigt; wenn man sie aber erreichen will, gelingt es nicht immer. Hierzu ist ein gewisses Nachahmungstalent nötig, Schönheitsgefühl und ein natürlicher Geschmack, mit dem nicht alle begabt sind; sodann Fleiss und Uebung, welche von vielen Menschen als überflüssig betrachtet werden. Sich hierin auszeichnen, lässt vermuten, dass entweder innere Leere zu solcher Zeitverschwendung führte oder dass man notgedrungen ein Talent pflegte, sei es berufsmässig oder um Vorteil daraus zu ziehen. Oft wirft man Schriftstellern und grossen Männern den entgegengesetzten Fehler vor; zuweilen mögen sie ja etwas darin suchen, meist aber ist ihre schlechte Schrift natürlicher als man glaubt. Die einen lassen sich zu sehr von ihrer Einbildungskraft hinreissen, die anderen pflegen sie zu wenig. Einerseits legt man im allgemeinen zu wenig Wert auf die äusserlichen Formen, anderseits aber zu wenig auf die geistige Durchbildung. Es gibt jedoch Schriften, die zwar nicht schön, aber angenehm sind. Sie folgen nicht den Vorschriften der Schreibkunst, aber sie besitzen eine Anmut, eine Eleganz, ein gewisses Etwas in den Formen, das dreierlei bezeugt: Beachtung ihrer Ausführung, einen nicht exklusiven Geschmack, welcher sich auch auf minder wichtige Dinge erstreckt, und endlich einen in vorurteilsloser Erziehung gebildeten Geist. Wenn man für sich allein schreibt, lässt man sich mehr gehen; ein Mann von Geschmack aber vergisst nie, was er sich schul-

* Gemeint ist die französische Redensart »Il met les points sur les i«. Zum Verständnis dieser Redensart ist zu berücksichtigen, dass früher der i-Punkt nicht gesetzt zu werden brauchte.

dig ist, auch dann, wenn er nur sich selbst als Richter hat; was er tut, muss er billigen, einerlei ob nur er oder aucb andere es sehen. Man schmückt sich nur für die Geselligkeit, aber auch wenn man keine Gäste empfängt, darf der häuslichen Kleidung weder Anmut noch Eleganz fehlen. Man schreibt mit mehr Sorgfalt, wenn man an andere schreibt; und diese Sorgfalt, angewandt bei allen Gelegenheiten, zeigt den steten Wunsch zu gefallen. Eine Schrift kann mehr oder weniger verziert sein; wenn aber nur im geringsten eine Gesuchtheit bei diesen Verzierungen bemerkbar ist, so deutet das auf Eitelkeit, Geziertheit, Aeusserlichkeit oder Prahlerei.

—

Die Schönheit ist nicht immer vereinbar mit der Wirkung beftiger Leidenschaften. Tiefer Kummer nimmt die Frische, Zorn entstellt, sanfte Regungen allein verleihen Anmut. Aus diesem Grunde vermieden die Bildhauer des Altertums die Darstellung von Bewegungen, welche die Grenze des Massvollen zu sehr überschritten. Das ungestüme Gefühl eines Liebenden, der seiner Geliebten schreibt, spiegelt sich unwillkürlich in seinen unregelmässig gestalteten Federzügen wieder. Wenn er liebt und dies zur stärkeren Ueberzeugung bringen will, wird er künstlich in seiner Schrift eine gewisse schöne Erregtheit zeigen. Einige Uebertreibung schadet nichts, wenn man liebt. Der leidenschaftlichste Brief aber, langsam geschrieben, müsste dem verliebtesten Menschen seine Blindheit nehmen, wenn dies überhaupt möglich ist. Wer die Natur gut beobachtet hat, durchschaut stets das Erkünstelte. Furcht macht bekanntlich die Bewegungen unsicher. Wenn diese jemand beim Schreiben nachzuahmen sucbt, findet man, dass die Zitterformen mit zu sicherer Hand ausgeführt sind. Wenn er tut, als würde er hingerissen von heftigen Leidenschaften, so wird man etwas Erzwungenes und Gekünsteltes entdecken, der wirklichen Hinreissung fremd, die er erheuchelt. In der Tat, man vergegenwärtige sich die Schwierigkeit, die Handschrift eines anderen nachzuahmen; die gleiche Schwierigkeit besteht, wenn man sich selbst verstellen will: die Persönlichkeit wird erkannt, nicht aber die Leidenschaft.

Ganz allgemein sagt man der Wahrheit gemäss, dass Bewegung Leben ist; es ist daher nicht erstaunlich, dass sie unendlicher Nuancen fähig ist. Lebhaftigkeit lässt Geschwindigkeit der Bewegungen vermuten, aber rasche Bewegungen beweisen nicht immer die Lebhaftigkeit des Charakters. Wer stets sehr eilig schreibt, will zu Ende kommen, weil ihm das Schreiben lästig ist; so kann man aus Faulbeit fleissig sein und arbeiten, um sich ausruhen zu können. Dieser Wunsch aber wird an der Unvollkommenheit der Leistung kenntlich und die gewissermassen nur flüchtig hingeworfenen Buchstaben zeigen, dass man die Mühe scheute, sie sorgfältig zu schreiben.

Es gibt aber eine andere Ungeduld, die sich von der aus Arbeitsscheue stammenden unterscheidet und durch ein gewisses Ungestüm der Bewegungen gekennzeichnet ist. Solange dieses gezügelt ist, wird es die Form der Buchstaben nicht sehr verändern, jedoch hat die Hand sie sozusagen ruckweise geschrieben. Wer könnte glauben, dass beim Schreiben im Zorn der Geist allein betroffen wird, die Hand aber unberührt bleibt vom Aufruhr der Seele? Wird die Hand sich damit begnügen, nur durch Geschwindigkeit zu reagieren und mit leichten Zügen das aufzuzeichnen, was mit so viel Stärke empfunden ist? Wird sie nicht vielmehr an dieser Energie teilnehmen, die vorgeschriebenen Grenzen überschreiten und Schriftzeichen bilden von besonderer Ausdehnung und Ungestalt?

Wenn hingegen der Geist eines von Natur heiteren Menschen sich der Heiterkeit überlässt, da scheint die Hand auf dem Papier sich spielend zu ergehen. Man erlaubt sich Abschweifungen, welche Ungezwungenheit zeigen, nicht aber den Drang der Leidenschaft. Man kann sich gewisse Verzierungen gestatten, sie können Anmut besitzen, aber sie sind anspruchslos; ist jedoch die Hand nicht gewandt genug, um den Hinzufügungen eine gefällige Form zu geben, so fallen sie doch nicht plump aus. Lavater hat in seinem Werk ein Beispiel von der Handschrift eines melancholischen Phlegmatikers gegeben, das deutlich den Stempel dieses Charakters trägt. Er schreibt wirklich seine Buchstaben langsam und fast unlustig; ihre Gestaltung macht ihm keine Freude, überflüssige Züge sieht man hier nicht, die Schrift ist ohne Energie, doch fehlt es ihr nicht an Zartheit. Langsames Schreiben kann, falls ihm nicht langsames Denken zugrunde liegt, entweder nur aus mangelnder Uebung und mithin aus einer gewissen Schwierigkeit der Schriftzeichenbildung entstehen, oder aus Mangel an Lebhaftigkeit. Dieser Unterschied darf aber nicht zum Irrtum verleiten. Lebhaftigkeit und Kindheit gehören notwendig zusammen. Kinder aber schreiben langsam und mühelos erkennt man hier die ungeübte Hand.

Ein langsamer und zugleich kraftvoller Mensch scheint beim Schreiben mühsam eine Furche zu ziehen. Unleugbar muss sich Kraft in der Schrift ausprägen können; wir haben oben ihren Einfluss inbezug auf die starken Leidenschaften angedeutet und gesehen, dass sie ein besonderes Merkmal ist für die Unterscheidung der männlichen Handschrift von der weiblichen. Es kann uns also nicht überraschen, dass eine feste und lebhafte Handschrift Tatkraft spricht. Ist nicht die Energie die Verbindung von Kraft und bhaftigkeit? Lächerlich und anmassend aber wäre ein Urteil über ihre rösse; die Feststellung ihrer Spur genügt. Es gibt noch eine andere Kraft, die sozusagen in ihrer Dauer liegt: ich meine die Beharrlichkeit, denn die Beständigkeit hat mehr Beziehung zur Dauer der Gefühle. Im ersten Falle bleibt sich die Hand stets gleich, im zweiten nur bezüglich der Formen. Der Unbeständige braucht des Schreibens nicht überdrüssig zu

werden, aber der formalen Gleichmässigkeit wird er überdrüssig.

Aus der Handschrift lässt sich auch die Sanftmut erkennen, eine Eigenschaft, die selten mit der Lebhaftigkeit zusammen vorkommt. Beispiele davon findet man oft in weiblichen Handschriften; Irrtümer aber sind möglich. Sanftmut ergibt sich aus der Abwesenheit aller auf gegenteilige Eigenschaften hinweisenden Züge und aus einer gewissen Formenweichheit. An Fénélons Handschrift kann man dies gut beobachten.

Die Tugenden und Laster entstehen aus dem Ziele unserer Leidenschaften; zwischen diesem und dem Gegenstand, der uns hier beschäftigt besteht aber kein Zusammenhang; jede derartige Behauptung ginge zu weit.

Gewisse Beziehungen zu den geistigen Fähigkeiten lassen sich aber erkennen. Wir haben gesagt, dass beim Schreiben die Hand dem Gedankengange folgt. Hieraus ergibt sich als erste Wahrnehmung die Möglichkeit der Feststellung, ob der Schreiber dauernder Aufmerksamkeit fähig ist. Wer fehlerlos schreibt, beweist damit die Fähigkeit, seine Gedanken zusammenzuhalten; dieser Beweis besitzt grössere Wichtigkeit als es auf den ersten Blick erscheinen dürfte. Viele Leute haben niemals etwas ins Reine schreiben können ohne Verbesserung, weil sie durchaus unfähig waren, ihre Aufmerksamkeit zu konzentrieren.

Als Regnard das Charakterbild eines Zerstreuten schuf, unterliess er nicht, ihn von diesem Gesichtspunkte aus darzustellen und zwar mit solchen Zügen, wie sie das Lustspiel fordert.

Denken wir uns dagegen einen Menschen, dessen Einbildungskraft oder Verstand irgendwie vollauf beschäftigt ist, so beweist die Ungezwungenheit oder Geschwindigkeit, mit der er seine Gedanken niederschreibt, die Leichtigkeit seines Schaffens; nicht ohne Grund bewundert Voltaire bei seiner Besprechung von Fénélons Télémaque die Sauberkeit des Manuskriptes, welches so wenig Durchstreichungen enthält.

Mitteilungen.

Theorie der Graphologie.

Der Fall Wagner in anderer Beleuchtung.

Herr Dr. Axel behandelt in einem grossen Aufsatz der Graph. Monatshefte des vorigen Jahres unter dem Titel „die persönliche Ausdrucksschwelle" in fesselnder Weise eine Verschiedenheit des seelischen Ausdrucks der Menschen, die von der normalen Mitte aus alle Stufen einerseits bis zur Ausdrucksunfähigkeit, andrerseits bis zur Aeusserungssüchtigkeit durchläuft und deren Endpunkt bei der einer seelischen Erkrankung sehr nahestehenden Hysterie liegt. Herr Dr. Axel knüpft daran die Entdeckung, dass Hysterie oder vielmehr zu ihr hin-

neigende Vorstufen unter der jetzigen Generation sehr verbreitet seien, und sucht das in Anlehnung an Nietzsche dadurch zu stützen, dass er die Persönlichkeit Richard Wagners als hysterisch disponiert nachzuweisen unternimmt.

Es sei uns verstattet, auf diesen Aufsatz des Herrn Dr. Axel zurückzukommen, nicht weil wir an seinen graphologischen Darlegungen an sich etwas auszusetzen hätten, sondern weil wir inbetreff Richard Wagners anderer Meinung sind.

Aus den fraglichen Erörterungen geht unzweifelhaft hervor, dass im ausgesprochen hysterischen Charakter eine vielleicht schon ursprünglich schwache Willenskraft dermassen Schaden gelitten hat, dass sie sich nicht mehr in normaler Weise, sondern krampfartig äussert. Daraus folgt, dass Menschen mit schwacher Willenskraft viel mehr der Gefahr ausgesetzt sind, dieser Krankheit anheimzufallen als solche mit starker Willenskraft; dass Willensschwäche eine Vorstufe der Hysterie bilden kann und dass die Handschriften von Hysterikern und Willensschwachen Analogien aufweisen müssen.

Hinter dem Willen steht, worauf hier zunächst hinzuweisen ist, als treibende Kraft etwas anderes: der Selbsterhaltungstrieb, der allerdings nicht nur auf Selbsterhaltung, sondern auch auf Selbstförderung abzielt. Nennen wir ihn kurzweg Trieb. Darüber, was für den einzelnen Menschen erhaltend und fördernd ist und was nicht, gibt ihm sein Gefühl Aufschluss, welches sich zwischen den zwei Extremen der höchsten Lust und der höchsten Unlust bewegen kann. Inmitten beider liegt die gewissermassen neutrale Zonne der Interesselosigkeit, der Gleichgültigkeit.

Die Menschen unterscheiden sich nun von einander erstens nach der Art der Gegenstände, welche auf ihr Gefühl erregend wirken. Hierbei spielt die Rasse und die umgebende Kultur eine Rolle. Aber auch, wo in der Beziehung kein Unterschied obwaltet, kann die Heftigkeit der Reaktion bei der gleichen Gelegenheit individuell dennoch sehr verschieden sein. Diese Tatsache lässt nur den einen Schluss zu, dass die Menschen ferner verschieden sind nach dem Grade des Zartgefühls oder der Feinfühligkeit. Der Feinfühlige wird schon bei geringen Anlässen Lust oder Unlust empfinden; sein Gefühl wird durch relativ schwache Eindrücke tief aufgewühlt werden, während das bei dem minder Feinfühligen viel weniger der Fall ist. Dessenungeachtet wird auch ersterer seine Zone der Interesselosigkeit besitzen, wo er überhaupt nicht reagiert, wenn sie vielleicht auch weniger breit ist als bei letzterem. Von dieser Mitte aus aber werden die Unterschiede der Erregbarkeit mit der Annäherung an die Grenzen der möglichen Erregung wachsen.

Dem Gefühl ganz analog wird sich in beiden Personen der Wille verhalten, d. h. er wird auf der mittleren Zone gar nicht ausgelöst werden, an den Grenzen der Lust und Unlust hingegen stark erscheinen: und zwar bei dem Feinfühligeren vergleichsweise viel stärker, weil er von einem heftigeren Gefühle getragen ist. Er kann bei ihm vielleicht sogar ins Krampfartige übergehen: wohin Erscheinungen wie Extase und Fanatismus zu rechnen sind.

Wir sagten soeben absichtlich „erscheinen"; denn wir können uns nicht entschliessen, einen Willen wirklich stark zu nennen, dessen Stärke nur von der Stärke des Gefühls abhängig und der somit gänzlich unfrei und triebartig ist und in extremen Fällen geradezu zwangsmässig funktioniert.

Stark heisst etwas nur dann, wenn es sich einem anderen gegenüber als relativ stärker erweist. Der Sprachgebrauch nennt inbesondere denjenigen Willen einen starken, der das Gefühl zu überwinden vermag und sich selbst gegen jenes

durchsetzt. Dabei ist notwendig, dass ein dritter Faktor, der den Willen beeinflusst, nämlich die Vernunft hinzutritt. Vermag sich auch mit ihrer Hilfe der Wille nicht vom Trieb zu befreien, so kann er doch in der Ueberwindung des augenblicklichen Gefühls (und zumal in der Ertragung von Unannehmlichkeiten) einen sehr hohen Grad von Kraft erreichen. Wille und Gefühl stehen somit in gewisser Weise im Gegensatz zu einander und dieser Gegensatz muss sich verschärfen, je feiner und zarter und mithin je erregbarer das Gefühl ist. Selbst ein hochentwickelter Verstand scheint nicht fähig zu sein, bei einem Menschen von grosser Feinfühligkeit einen nur einigermassen starken Willen hervorzubringen. Gibt es doch Fälle genug, dass gescheite Leute sich freiwillig einem gegewissen Zwang aussetzen, nur um nicht unter Umständen ihrem eigenen schwachen Willen ausgeliefert zu sein.

Aus diesen Erörterungen geht inbezug auf Feinfühligkeit dreierlei hervor: erstens dass feinfühlige Menschen jenen Willen, den der Sprachgebrauch mit Recht einen starken nennt, nicht oder nur in geringem Grade besitzen; zweitens, dass sie dagegen jenen scheinbar starken Willen in hohem Grade besitzen, der gänzlich vom Gefühl abhängig, sich nie gegen dieses, sondern immer in dessen Richtung bewegt und weil dieses meist stark erregt ist, selbst stark erscheint; drittens aber, dass feinfühlige Menschen trotz ihrer Feinfühligkeit annähernd ebenso oft gleichgültig erscheinen können als nicht feinfühlige, da ja auch bei ihnen jene neutrale Zone vorhanden ist, wo ein Gegenstand überhaupt keinen Erregungswert besitzt.

Feinfühligkeit scheint daher eine Vorbedingung des schwachen Willens und somit eine wenig begehrenswerte Eigenschaft zu sein. Dennoch ist sie unentbehrlich für den Künstler und speziell für den Komponisten. Man wird keinen unserer bedeutenden Musikheroen finden, bei dem diese Eigenschaft nicht mehr oder weniger nachzuweisen wäre. Gerade die Musiker bedürfen vielleicht vor allen anderen Künstlern am meisten der Feinfühligkeit.

Das Bild eines Malers hat meistens nur einerlei Stimmung; ein Gedicht hat wohl mehrere, allein der Verstand leitet an der Hand logischer Gedankenreihen das Gefühl von einer Stimmung sicher in die andere über. Bei einem Musikstück aber ist das Gefühl ganz auf sich selbst angewiesen; es muss sich an vielfach wechselnde Stimmungen anpassen, die sich oft in grellen Kontrasten aneinanderreihen. Ein Tondichter vollends, der nach Texten komponiert, muss über seine Gefühlsanpassung frei verfügen können. Wie von zwei gleichgestimmten Saiteninstrumenten das ungespielte die Töne des gespielten von sich geben kann, wenn es ihm genähert wird, so muss der Komponist das Instrument seiner Seele der durch Worte ausgedrückten Stimmung nähern und auf die leise Resonanz hören; er muss sie verstärken und in Tönen wiedergeben, was ihm in Worten zugeflogen war.

Nach diesen Ausführungen können wir es ruhig ansehen, dass Herr Dr. Axel in der Handschrift Wagners schwachen Willen, Hinneigen zum labilen und Fadenduktus feststellt; nur stellen wir zugleich fest, dass die von Herrn Dr. Axel angeführte Handschrift Beethovens genau die nämlichen Merkmale zeigt und behaupten, dass die Handschriften anderer Komponisten, mögen sie nun Händel, Mozart, Haydn, Weber, Hugo Wolff oder sonstwie heissen, sich alle ähnlich verhalten müssen und dass das Fehlen dieser Eigenschaft bei Wagner seinen Wert als Tondichter geradezu beeinträchtigen müsste. — Ein Komponist eignet sich somit nach unserer Ansicht überhaupt nicht dazu, als Beispiel für die von Herrn Dr. Axel behauptete Entartung aufgestellt zu werden.

Nachdem wir dies dargetan, kommen wir der Persönlichkeit Wagners näher und gehen, Herrn Dr. Axel folgend, auf den Grad von Wagners Eigenart ein. Hier ist sofort zu konstatieren, dass wir es als sehr gewagt erachten, auf Grund einer mehr gefühlsmässigen Untersuchung der Handschrift die Diagnose zu stellen, dass Wagners Charakter „relativ leer, ungewichtig und flach" sei. Es wird einerseits zugegeben, dass Wagners Handschrift „gewiss nicht gewöhnlich" sei, andrerseits nur darauf „hingewiesen" und gesagt, „gesetzt, dass vielleicht" der Handschrift Wagners „Fülle, Schwere oder Tiefe" fehle. Wenn irgendwo, so drängt sich gewiss hier der Gedanke auf, ob nicht doch Idiosynkrasie das Urteil beeinflusst habe, denn trotz dieses doch höchst fragwürdigen „Beweises" wird hinzugefügt, dass ein solches Urteil durch nichts abgeschwächt werden könne.

Ueber den Grad der Eigenart, wie er in der Handschrift eines Komponisten auftreten soll, ist nichts festgestellt; wahrscheinlich aber ist, dass bei Malern, Dichtern, Komponisten die von Kant verlangte Eigenart erstens sich nicht gleichmässig auch in der Schrift zeigen wird und dass zweitens dies gerade bei Komponisten wohl am wenigsten der Fall sein dürfte. Eigenartige Buchstabenformen, die doch der Willkür sehr unterworfen sind, wird in erster Linie der Maler leicht anwenden; denn seine Kunst äussert sich in der Darstellung sichtbarer Formen, seine Hand ist geübt und gewohnt, den Pinsel, die Feder, den Bleistift zu führen. Selbst der Dichter schreibt in dem Momente, in dem er sich als Dichter fühlt, Buchstabenformen, der Komponist hingegen nur — Noten. Trotzdem finden wir in der Handschrift Wagners ausser den von Herrn Dr. Axel angeführten noch andere entschieden eigenartig zu nennende Formen:*) und zwar das R in „Retten" und in der Unterschrift, das P in „Pasdeloup" und das M in „Mon". Von einer der letzteren ganz ähnlichen Form gibt Busse die Erklärung: Denker und Künstler zugleich Beinahe sämtliche als eigenartig angeführten Formen, auch die von Herrn Dr. Axel angegebenen, haben nun etwas Gemeinsames. Es sind zugleich vereinfachte Formen und daraus ergibt sich zweierlei: erstens für einen angeblichen Eigenartsmangel eine weitere Erklärung und zweitens zugleich mit der Art der Verbundenheit der Beweis für die Tendenz des Schreibers zur Abkürzung des Schreibweges.

Diese letztere Eigenheit, namentlich in dem Grade, wie sie in der Handschrift Wagners auftritt (vgl. die i-Punkte und verwandte Formen), ist bisher in der Graphologie nicht richtig beurteilt worden. Starke Verbundenheit der Schrift deutet im allgemeinen wohl auf logisches Denken, aber die Art der Verbindungen kann noch eine weitere Eigenschaft zur Voraussetzung haben. Es ist nicht gleichgültig, ob ein u-Haken oder ein i-Punkt mit dem zugehörigen oder mit dem folgenden Buchstaben verbunden ist. Im ersteren Falle wird zunächst Liegendes verbunden, es dokumentiert sich darin das einfache logische Denken. Im zweiten Fall kommt etwas Neues hinzu, nämlich Intuition, der Schreiber sieht bereits fernliegende Möglichkeiten einer Verbindung; er lässt daher den Endstrich des eben geschriebenen Buchstabens fort, setzt ab und, indem er zum i-Punkt wieder ansetzt, verbindet er diesen mit dem folgenden Buchstaben.

Dabei ist an sich garnicht abzusehen, wie weit dieser „Blick" des Schreibers vorauszuschauen fähig ist, weil es in der Handschrift ganz wenig Formen gibt, wo er sich als ein noch weiter reichender erweisen könnte. Nur die Häufigkeit des Auftretens dieser Eigenheit kann einigermassen Aufschluss darüber geben, und wenn sie wie in der Handschrift Wagners in ihrer Endstufe auftritt, so darf

*) Die bezüglichen Figuren findet man: Graphologische Monatshefte 1904. Seite 88 und 89.

man getrost annehmen, dass Wagner einen „Weitblick" (so wollen wir die Eigenschaft nennen, obwohl das Wort den Begriff nicht völlig deckt) besass, wie nicht leicht einer und wie er ihn in seinem Leben immer gezeigt hat.

Nur etwas weniger Phantasie in der Handschrift Wagners, und man hätte den Arzt, den Diagnostiker vor sich. Nähme man ihm auch noch die Feinfühligkeit und gäbe ihm dafür etwa Rücksichtslosigkeit oder (vergl. Stellamonte. Graph. Monatshefte 1902 Seite 46) Grausamkeit, so könnte man einen Schlachtenlenker aus Wagner machen, der mit ebenso weitem wie scharfem Blick das Schlachtfeld überschaut und jeden Augenblick das richtige Urteil zu fällen und dementsprechend zu handeln weiss.

Die Handschrift Napoleons (Graph. Monatshefte 1902 Seite 46) zeigt die gleiche Eigenheit bei den i-Punkten sowie andere, die auch auf den weiten Blick schliessen lassen; es besteht auch hier die Tendenz, das Ende eines Buchstabens mit dem Anfang des folgenden zu verschmelzen. Während die Hand den einen Buchstaben schreibt, ist der Gedanke schon beim folgenden oder noch weiter, und so oft der Anfang des folgenden Buchstabens und das Ende des eben geschriebenen dieselbe Richtung besitzen, springt der Schreiber unter Auslassung des Zwischenliegenden sofort in den folgenden über. Dadurch wird die Handschrift, namentlich wie diese Eigentümlichkeit bei Napoleon auftritt, unleserlich und lässt ausser auf Weitblick auf die hohe Rücksichtslosigkeit und Brutalität des Schreibers schliessen.

Nichts Schauspielerisches, wie Nietzsche behauptet, sondern einzig und allein diese Eigenschaft ist es, die Wagner dazu veranlasste, Musik, Text, Szenerie, kurzum alles von einem einzigen Gesichtspunkte aus zu betrachten und darnach zu bearbeiten, ja ganze Theater zu bauen. Dass er dabei mit Theaterdirektoren schlimme Erfahrungen machen musste, liegt auf der Hand und so ist es höchst einfach, dass er schreiben konnte, er wäre glücklicher, wenn er nur Darsteller statt Dichter und Komponist wäre. —

In Wagners Werken steht obenan die Musik, in zweiter Linie kommt Text etc. und von diesem Standpunkte aus wollen seine Texte beurteilt sein. Wir nehman an, dass Herr Dr. Axel die „Sprachgreuel" hauptsächlich in der Alliteration, die in den Werken aus der deutschen Mythologie angewandt ist, findet; aber gerade dieses Alliterieren hat schon an sich etwas ungemein Sangbares, was besonders hervortritt, wenn die Verse wirklich gesungen werden. Wir kommen damit zu Wagners Musik.

Hier Beweise zu erbringen, ist leider kaum möglich, weil, wenn auch über manche musikalische Ausdrucksformen Regeln und Gesetze aufgestellt werden könnten, doch immer zweierlei vorausgesetzt werden muss: erstens die obengenannte Feinfühligkeit, zweitens Gehör und Taktgefühl. In je höherem Grade beides jemandem eignet, umso leichter wird er Musik verstehen. Doch ist auch ohne dies einiges zu sagen. — Herr Dr. Axel spricht von „seltenen Kostbarkeiten", die alles Dagewesene übertreffen, und von „einfach-schlechter Musik". Liest man aber die darauf folgende überaus seltsam klingende Erklärung für diesen Widerspruch, so wird man gut tun, anzunehmen, dass sich Herr Dr. Axel hier getäuscht hat und wird die „einfach schlechte Musik" einfach — streichen. Ist doch auch die Wahl der „traurigen Weise" als Beispiel für die seltenen Kostbarkeiten eine wenig günstige.

In jedem musikalischen Führer ist die traurige Weise erwähnt und das grosse Publikum fahndet begierig nach Motiven, die es aus dem vermeintlichen Chaos der Stimmen heraushören will, um hernach auch sein Verständnis bezeugen zu können. Solches Heraushören pflegt ihm aber meist nur dann zu gelin-

gen, wenn das Motiv einmal von einem einzelnen Instrument gespielt wird, wie das gerade bei der traurigen Weise der Fall ist. Daraus ergibt sich nun, dass vorzüglich diese Melodie von jedem gehört und besprochen wird und infolgedessen eine Berühmtheit erlangt hat, die sie in einer Hinsicht nicht verdient, während man dabei anderes zugleich übersieht. Die Melodie drückt nämlich nicht nur Traurigkeit aus, sondern sie hat unzweifelhaft auch etwas ungeschickt Täppisches, dem einfachen Hirten Angemessenes, genau wie die darauf folgende fröhliche Weise. Davon steht allerdings in keinem „Führer" etwas und so merkt auch das Publikum nichts davon.

Die Musik bedarf zu ihrer Weiterentwicklung durchaus nicht solcher Männer, die gleich Wagner neben ihrer Komponisteneigenschaft jene oben als Weitblick bewertete besitzen. Wenn daher ähnliche Grössen auftauchen sollten, so dürfte das mehr einem Zufall zu verdanken sein. Dass es aber bei fortschreitender Semitisierung leichter eintreten könnte, ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil sich das rein Semitische bisher in den Künsten vor allem durch Nachahmung, nicht aber dadurch auszeichnete, Neues zu schaffen.

Wir sind damit am Schluss unserer Widerlegung angelangt, die darin gipfelt, dass Wagner weder als Künstler noch als Mensch es verdient, an die Spitze der von Herrn Dr. Axel beobachteten Dekadenzbewegung gestellt zu werden.

Die Handschrift Nietzsches ist uns nicht bekannt; auch steht es uns nicht zu, Herrn Dr. Axel an Stelle Wagners eine andere sich besser eignende Persönlichkeit zu empfehlen. Allein feststellen möchten wir doch, dass die Sätze Nietzsches, wie sie Herr Dr. Axel zusammenstellt, in ihrer Uebertriebenheit und Unbewiesenheit (man denke an die merkwürdige Logik von Geier und Adler und an den Satz, ob Wagner nicht vielmehr eine „Krankheit" sei) so hysterisch klingen, wie sichs Herr Dr. Axel für den gesuchten Mann nur wünschen könnte. Wir sind überzeugt, dass ihm dabei die Handschrift Nietzsches alles dasjenige an die Hand gäbe, dessen er zu seinem Nachweise bedarf.

Memmingen. Hans Schropp.

Geschichte der Graphologie.

Édouard Hocquart.

Im Jahre 1806 war Moreaus französische Uebersetzung der Lavaterschen Physiognomik erschienen und wenige Jahre später wurde in Paris das erste selbständige Buch über Handschriftendeutung veröffentlicht. Das Titelblatt dieses historisch so wichtigen Büchleins geben wir im folgenden wieder.

Im Jahre 1816 erschien eine neue verbesserte Ausgabe desselben Buches, aber auch jetzt noch blieb der Autor ungenannt. Erst Crépieux-Jamin ist es gelungen, den Verfasser mit Sicherheit festzustellen in der Person Édouard Hocquarts. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen hat Crépieux-Jamin 1898 zugleich mit einem Neudruck des französischen Originales herausgegeben unter dem Titel: „Un Précurseur de la Graphologie". Unter Hinweis auf die eingehenderen Darlegungen dieser Studie entnehmen wir ihr die folgenden Notizen über Hocquarts Leben und Schaffen.

Édouard Hocquart wurde am 8. Juli 1787 zu Tournay in Belgien geboren als der älteste Sohn eines Rechtsanwalts; dieser siedelte 1795 nach Paris über, begann einen Buchhandel und starb gegen 1806. Der damals 19jährige Édou-



ard Hocquart führte das Geschäft fort, erhielt seine Mutter und seinen jüngeren Bruder und trug nach und nach die ziemlich grosse Schuldenlast seines Vaters ab.

Nebenher lernte er die Kunst des Kupferstechens und begann auf diesem Gebiete mit Vignetten für Romane etc. Später gab er unter anderem die 180 Tafeln zur medizinischen Phytographie des Dr. Roques heraus.

L'ART

DE JUGER DE L'ESPRIT

ET DU CARACTÈRE

DES HOMMES ET DES FEMMES,

SUR LEUR ÉCRITURE.

Ouvrage neuf, dans lequel sont représentées, avec une vérité frappante, les écritures autographes d'un grand nombre de personnages célèbres, tels qu'Elisabeth, reine d'Angleterre; Marie Stuart, reine d'Écosse, Louis XIV, les Cardinaux De Retz et Mazarin, Bossuet, Fénélon, Racine, Boileau, le Maréchal de Luxembourg, Frédéric le Grand, Voltaire, Rousseau, Dalembert, Franklin, De Chateaubriant, Pascal, Condillac, etc., et Mesdames de Maintenon, de Sévigné, De Genlis, Necker, etc, et plusieurs écritures caractérisant la frivolité, le défaut d'éducation, etc. etc

A PARIS,

Chez Saintin, Libraire de Sa Majesté l'Impératrice pour les Livres d'usage, rue de l'Eperon, n.° 6.

Ungefähr 1816 erfand er den Stahlstich und veröffentlichte im folgenden Jahre seine ersten darauf bezüglichen Versuche. Diese Erfindung wird daher mit Unrecht dem Engländer Heath (1820) zugeschrieben.

Hocquart hatte überhaupt erfinderisches Talent; so fand sich z. B. unter seinen Papieren (von 1840 datiert) das Projekt eines Gasmotors.

Seine vielseitige schriftstellerische Tätigkeit begann er 1812 mit einem „Taschen-Lavater" („Lavater portatif"), dem im gleichen Jahre noch folgte „L'art de juger de l'esprit et du caractère des hommes et des femmes, sur leur ecriture". Von seinen späteren Werken deren Anzahl so gross ist, dass sie in Frankreich während des 19. Jahrhunderts nur noch von denjenigen des Paul La-

croix übertroffen wird, seien hier die folgenden erwähnt: 1822, Klassisches Lexikon der berühmten Männer aller Völker von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. — 1825, Betätigung der Moral oder Auswahl von denkwürdigen und lehrreichen Taten. Dieses Werk erlebte bis 1844 zahlreiche Auflagen.) — 1829, Die Welt oder Geographisches Panorama. — 1831, Kleines Wörterbuch der französischen Sprache. (Bis zum Jahr 1845 erlebte dieses Buch 18 Auflagen.) — 1842, Physiognomien der gegenwärtigen Politiker nach Lavaters System beurteilt. Dieses Buch enthält ein Kapitel über Handschriftendeutung, welches erst von Crépieux-Jamin wieder entdeckt und abgedruckt wurde.

Hocquarts Gelehrsamkeit war unerschöpflich; er hatte die gleiche Vielseitigkeit der Interessen und Talente wie Baldo, Lavater und später Michon. Noch als 73er übte Hocquart neben seinen literarischen Arbeiten die Kunst des Kupferstichs. Im hohen Alter von 83 Jahren starb er 1870 zu Paris.

Hocquarts kleines Buch über Handschriftendeutung enthält ausser der Abhandlung, deren Uebertragung ins Deutsche in der vorliegenden Nummer der „Graphologischen Monatshefte" zu finden ist, auf 24 Tafeln 36 Handschriftenproben, welche kurz besprochen werden. Von einer Uebersetzung dieses Teiles musste abgesehen werden, da er gar zu wenig Interessantes bietet. Um eine Probe zu geben, zitieren wir z. B. Hocquarts Aeusserungen über die Handschrift Friedrichs des Grossen: „Man sieht, dass die Hand, welche diese Schriftzüge schrieb, dies spielend und ohne Mühe tat; diese Leichtigkeit deutet aber doch nicht auf liebenswürdige, frohe Laune. Die Schriftzüge zeigen nämlich auch Kraft, Härte und eine Art von Heftigkeit, sodass selbst in Augenblicken der Heiterkeit Friedrichs Umgebung nicht zu dem Gefühl der Sicherheit gelangt sein dürfte. Bekanntlich waren die Scherze des grossen Friedrich selten ohne Bitterkeit."

Hocquarts Abhandlung wurde bereits 1875 von Lumley ins Englische übertragen. Eine deutsche Uebersetzung ist bis jetzt nicht erschienen. Wohl aber wurde sein Buch bereits 1813 im „Morgenblatt" (Nr. 44, Seite 176) besprochen und Günther-Schulz haben 1856 demgemäss in ihrem „Handbuch für Autographensammler" mit wenigen Zeilen eine gedrängte Inhaltsangabe desselben gegeben. Henze beschränkte sich auf die Zitierung des Titels und erst die deutsche Uebertragung von Crépieux-Jamins „Handschrift und Charakter" brachte einige längere Textproben.

In Frankreich hat Hocquarts Buch keinen besonderen Erfolg gehabt, wenigstens hat es nicht die Anregungen gegeben, die möglich gewesen wären. Im Gegenteil wird es von Emilie de Vars ziemlich abfällig besprochen. Deschamps ist, soweit wir sehen, der erste, welcher in seiner Bibliographie Hocquarts Buch unter Namensangabe des Autors erwähnt und sehr lobend bespricht. Dass sodann später Crépieux-Jamin eingehende Nachforschungen über Hocquarts Leben und Schaffen anstellte und einen Neudruck des Hocquart'schen Werkes nach der Ausgabe von 1816 veranstaltete, wurde bereits erwähnt. Hocquarts Bild, welches diesem Neudruck beigegeben ist und welches wir ebenfalls reproduzieren, ist nach einem alten Stahlstich hergestellt, der vermutlich von Hocquart selbst ausgeführt wurde. Ob dieses Porträt Hocquart in photographischer Treue oder mehr in künstlerischer Auffassung zeigt, lässt sich nicht feststellen. Die Namensunterschrift entstammt einem Briefe vom Jahre 1866 und dürfte also später entstanden sein wie das Bild. U. St.

Für Redaktion verantwortlich: Dr. Ludwig Klages, München. — Druck und Papier von Gebr. Haertl, (Max Steinebach) München

Graphologische Prinzipienlehre.

Von **Dr. Erwin Axel.**

(Fortsetzung).

IV. Graphologische Deduktionen.

(Fortsetzung.)

2. Die persönliche Ausdrucksform.

C. Gruppierung graphischer Ausdrucksformen.

Jede Bewegung weist ausser ihrer Form drei quantitative Momente auf, die sich der analytischen Betrachtung immer zuerst darbieten: Geschwindigkeit, Ausgiebigkeit und Wucht. Wir werden den Ursachen zunächst nur dieser drei nachgehen, darin jedoch denjenigen Einteilungsgrund der Formen finden, um dessen Darlegung es uns vor allem zu tun ist.

Ueber die graphischen Kennzeichen der Bewegungsquanten nur das Unerlässliche. — Die Mittel- und Langbuchstaben nehmen, wie uns bekannt, eine derart besondere Stellung ein, dass sie zur Abmessung eines

Fig. 66.

Fig. 67.

Mittelwertes der Ausgiebigkeit völlig untauglich sind. Das nämliche gilt aus anderen Gründen von der Weite. So bleiben nur die Grundstriche über in den Kleinbuchstaben. Fig. 66 zeigt uns demgemäss eine grössere Handschrift als Fig. 67.

Die Wucht oder Nachdrücklichkeit der Bewegung tritt unmittelbar in der Schrift überhaupt nicht, mittelbar nur zum Teil hervor. Nicht das Pressen des Unterarms auf die Tischplatte noch die Festigkeit, mit der man den Griffel umspannt, sondern einzig der Reibungsdruck gegen die Fläche lässt bleibende Spuren und zwar vornehmlich im Breitenunterschied von

Haar- und Grundstrich zurück.[81]) **Fig. 68** und **Fig. 69.** — Von der Eile

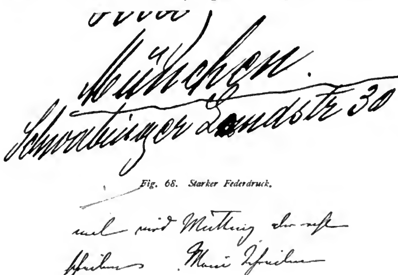


Fig. 68. Starker Federdruck.

Fig. 69. Schwacher Federdruck.

endlich zeugt grösserer „Fluss" der Linien, Einbindung sonst isolierter Schriftelemente und Abrundung der Basiswinkel. Bei nicht selten zugleich gesteigerter Z i e l l ä u f i g k e i t kommt ferner noch Weitung der Schrift, vermehrte Schrägheit, „Voreilen" der i-Punkte und zunehmende Verbreiterung

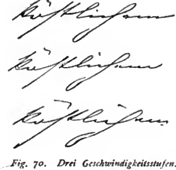


Fig. 70. Drei Geschwindigkeitsstufen.

des linken Randes hinzu. Ein gutes Beispiel von den Wirkungen wachsender Eile geben die von ein und derselben Persönlichkeit in drei Geschwindigkeitsstufen erzeugten Wörter der **Fig. 70.**

[81]) Hinsichtlich der sonstigen Kennzeichen des Federdrucks verweisen wir auf die einschlägige Literatur. Vergl. insbesondere: Meyer, Graph. Monatshefte 1901, S. 15.

Es liegt auf der Hand, dass für die Grösse des körperlichen Antriebs jedes der genannten Momente mit gleichem Rechte ein Mass abgibt. Wir strecken den Arm unzweifelhaft kräftiger aus, wenn wir ihn unter sonst gleichen Umständen weiter bewegen oder schneller oder mit grösserer Wucht. Die Grösse des innervierenden Impulses aber, sofern er eine geistige Hälfte hat, entspricht die Grösse der inneren „Tätigkeit." Ausgiebigkeit, Geschwindigkeit und Wucht sind daher ein Mass auch für die Grösse der sich aktualisierenden psychischen Kraft. — So lautet in ein wenig abgeänderter Form das zuerst von Meyer entwickelte Intensitätsgesetz, wonach jedes der fraglichen Momente sich unter sonst gleichen Umständen proportional mit der Stärke des inneren Antriebs ändert. Den Beweis findet man abermals in den Affekten, deren Expressionen mit zunehmender Steigerung durchweg solange ausfahrender, schneller und wuchtiger werden, bis das Gefühl der Lähmung platzgreift.

Es mag schon hier beiläufig erinnert sein an gewisse Grenzen in der psychologischen Verwertung dieses Satzes. Teils aus Gründen des Naturells, die früher erwogen wurden, teils aus später noch zu berührenden wäre es irrig, von der inneren Stärke schlechterdings eine grosse, eilige und druckschwere Hand zu erwarten. Wozu das Gesetz in Wahrheit den Schlüssel gibt, das sind die Schwankungen der psychischen Tätigkeit im Einzelmenschen. Extreme Ungleichmässigkeit verrät uns den typisch affektiven, extremes Gleichmass den typisch unaffektiven oder aber den beherrschten Charakter. Diagnostisch ungleich wichtiger als der Mittelwert der Ausdrucksquanten ist daher ihre persönliche Schwankungsbreite.

Dass dergestalt alle drei ohne Unterschied einer quantitativen Betrachtung zugänglich sind, enthebt uns doch nicht der Notwendigkeit, sie qualitativ auseinander zu halten. Die grosse Bewegung gehört als solche einer anderen Gattung an als die eilige und abermals zu einer andern gehört die wuchtige Bewegung, deren jeder ein besonderes Element der inneren Tätigkeit entsprechen muss. Sei es erlaubt, mit einigen Formeln die Erörterung abzukürzen.

I. V. (Eile) — J inbezug auf Tx (Intensität des Triebes x.)
II. S. (Grösse — J „ „ Ty („ „ „ y.)
III. W. (Wucht) — J „ „ Tz („ „ „ z)

Wir ermitteln an der Hand des Grundgesetzes die drei unbekannten Triebformen x, y, z.

Beginnend mit x legen wir uns die Frage vor: wann beeilen wir uns geflissentlich? Offenbar wenn Eile zu den Mitteln der Verwirklichung eines Zweckes gehört. Dazu aber ist erforderlich, dass der Gedanke an den Zweck uns mehr beherrsche als die Vorstellung der Hindernisse. Wir durchlaufen, weil der Zug in fünf Minuten abfährt, die von ihm uns trennende Strasse nur dann, wenn der Wunsch, ihn zu besteigen, in uns mächtiger ist als der Seitenblick auf die deshalb aufzuwendende Mühe.

— Wir neigen folglich zur Eile genau in dem Grade, als wir etwaiger Hemmungen ungeachtet innerlich auf etwas lossteuern. Die unwillkürliche Geschwindigkeit der Funktionen drückt (was wir als eine Ursache bereits der Abduktion erkannten) den Zustand des strebenden Fortschreitens aus oder der „Aktivität" im engeren Sinne.

Obwohl das Gesetz des Ausdrucks für hinreichend bewiesen gilt, sollen die Ableitungen dennoch jedesmal an wenigen Beispielen erhärtet werden. — Es hat sich wohl jedermann schon einmal auf zwecklos eiliger Gangart ertappt beim Ausmalen künftiger Taten. Eine Unternehmung, ein Werk, ein Wiedersehen planend, schreitet er schneller und schneller aus und erlebt die plötzliche Zügelung durch eine die Strasse sperrende Wagenkette mit weit grösserer Reaktion der Ungeduld als in einem Augenblick, wo er der Vergangenheit gedenkt. Träumerisch veranlagte Individuen pflegen sich selbst überlassend mehr langsam zu gehen, während notorische „Pläneschmieder" sogar unter Mitgängern unfehlbar in's „Rennen" kommen, wofern man sie nicht beständig zurückhält. Umgekehrt zeigt sich Verlangsamung des Tempos beim erweislichen Stocken der Gedanken. Zahlreiche Personen haben die Angewohnheit, die Höhepunkte eines im Gehen geführten Gesprächs geradezu durch Stehenbleiben zu markieren. Der Wunsch nach Eindringlichkeit hemmt mit den Forderungen an die Darstellung ihren Redefluss so sehr, dass auch ihr Körper wie vor einem Hindernisse Halt macht.

Wir wenden uns y, d. h. der noch unbekannten Triebfeder zu, welche eine spezifische Grossheit der Bewegung herbeiführt. Da lautet die Vorfrage denn: weshalb wollen wir grosse Bewegungen machen? Offenbar um ein räumlich entferntes Ziel zu erreichen. — Wir neigen demnach zur Grösse der Bewegung zunächst einmal um so mehr, je räumlich entfernter das innerlich erstrebte Ziel ist. Wer beispielsweise immer grosse Märsche zu machen gezwungen wäre, der würde im Rahmen seiner Konstitution zur Grösse auch des einzelnen Schrittes zweifellos eher neigen, als wer in kleinen Zimmern und zwischen winkeligen Gässchen sich zu bewegen die Gewohnheit hätte. Gleich allen Eigenschaften des Raumes aber hat auch Entfernung für uns symbolische Kraft: sie repräsentiert Entfernung des Ziels überhaupt. Wir sprechen von Zeitraum, Zeitstrecke etc. und so verdichtet sich uns die Fülle alles dessen, was irgend vom Ziele uns trennt, zum Gefühl einer zu durchmessenden Distanz. Die spezifische Grossheit unserer unwillkürlichen Funktionen hängt vom Grade der Verwirklichungsnähe unserer Ziele ab. Aus ihrer habituellen Grösse spricht das „Pathos" unseres Strebens, aus ihrer Kleinheit die Pathoslosigkeit [62]. Diese Schlusswendung bedarf noch einer kurzen Erläuterung.

[62]) Man beachte, dass hier die Rede ist vom „Pathos" der inneren Tätigkeit, d. h. mit anderen Worten von einem Streben, welches die Dimension des „Pathos" hat. Nur in Hinsicht darauf gilt das Gesetz von der proportional mit ihm wachsenden Tendenz zur Distanzvergrösserung der Bewegungen; nicht aber vom Pathos schlechthin, als welches auch ohne jede psychische Aktivität bestehen und alsdann sogar mit steinerner Reglosigkeit des Leibes verbunden



Wir erleben als Ferne oder Grösse eines Zieles zunächst einmal das Quantum der zu überwindenden Schwierigkeiten. Der Gedanke, über einen schmalen Fluss zu rudern, erscheint uns „kleiner“ als die Durchquerung eines grossen Sees auf gleiche Weise und beide Unternehmungen müssten als bedeutungslos verblassen vor einer Ruderpartie über den Ozean. Ebenso ist die Vorstellung eines morgen zu unternehmenden Spazierganges „kleiner“ als die einer Reise, die man in einem Jahre machen will. — Mehr aber als mit der Summe der Schwierigkeiten wächst das Ziel mit der Unübersehbarkeit derselben. Die noch so halsbrecherische Erkletterung einer Kirchturmspitze etwa wäre für unser Gefühl stets ein „kleineres“ Ziel als die Erstbesteigung eines noch wenig bekannten Gebirges, indem nur hier, nicht aber dort die Hindernisse den Charakter relativer Dunkelheit hätten. Selbst bei mechanisch grösserer Schwierigkeit schiene jenes nur ein „Kunststück“, dieses eine „Tat“ zu sein. Und so verleiht denn niemals schon die genau veranschlagbare Summe der Hindernisse, sondern erst der Einschlag unbestimmter Möglichkeiten einem Ziel „Erhabenheit“ und unseren darauf gerichteten Wünschen jene Schwungkraft, welche die Alten „Pathos“ tauften.

Man erkennt wohl ohne weiteres die tiefe Berechtigung dieses von der Antike für alle Zeiten wahr geprägten Namens. „Pathos“ heisst in wörtlicher Uebertragung etwa „Begegnis“ und bezeichnet jedenfalls den Zustand dessen, dem etwas widerfährt, im Gegensatz zur rein-tätigen und selbstbedingten Kraft des Wollenden. Die Wahrscheinlichkeit der Widerfahrnis auf dem Wege zum Ziel aber wächst mit der Unübersehbarkeit dieses Weges. Wer die Kirchturmspitze zu erklettern sich anschickt, der sieht und bemisst zum voraus, was er wagen will, und hat nur eines genau zu prüfen: seine Kraft und Geschicklichkeit; dahingegen wer in ein fremdes Gebirge eindringt, überdies noch unbekannten Fährlichkeiten zustrebt. Gesetzt er vermag das Endziel gedanklich vorwegzunehmen, was denn zwar nicht jedermanns Sache ist, so wird ein Gefühl des kräftigen Entschlusses in ihm unfehlbar verwoben sein mit dem gerade umgekehrten der Passivität und des unbegründeten Vertrauens vielleicht auf die Gunst des „Zufalls“. Und nun nehme man vollends das Endziel des Staatsmanns, der eine Umwälzung des Gemeinwesens zu bewirken, des Strategen, welcher Armeen zu schlagen, des Eroberers, der ein Weltreich zu begründen gesonnen ist, wo vor der Unsumme der „Zufälle“, der sie sich aussetzt, auch die stolzeste Willenskraft lächerlich zusammenschrumpft; und man begreift, dass solche Bahnen zu betreten minder ein Wille als ein Glaube befähigt. An den Tatnaturen aller Zeiten und Völker kommt denn das „Pathos“ im Wollen am deutlichsten zum Vorschein. Kaum einer dieser Täter war und ist nicht,

sein kann. Ein gutes Beispiel für dieses in früherer Zeit nicht einmal ausnahmshafte Vorkommnis geben die mittelalterlichen Hexenausfahrten, wo der (meist anaesthetisch gewordene) Körper in völliger Starrheit dazuliegen pflegte, während die „Seele“ sich unter Schauern rasenden Fluges über weite Länderstrecken gerissen fühlte.

was die Menge abergläubisch nennt und womit in Wahrheit der Instinkt gebietet: sich Werkzeug zu glauben und vollziehende Kraft einer weltgestaltenden Notwendigkeit. Als das eigentliche Täterpathos trifft man überall ein Grundgefühl nicht des Wollens, sondern des Müssens an: bald in Form des unerbittlichen Nichtanderskönnens, bald zu wunderlich mysteriösen Systemen ausgesponnen, wie man von „höheren Mächten" geheimen Befehl erlausche. Den Sieges- oder Todeswagen noch jedes Erorberers lenkte nicht er, sondern das „Schicksal".[83])

An Bestätigungen für das Gesagte kann es nicht fehlen. Die Sprache nennt ein pathosloses Streben „kleinlich", „engherzig", „beschränkt", ein von Pathos erfülltes „weitausgreifend", „hoch" oder „gross" und zuerteilt ihm eine die Seele „befreiende" Wirksamkeit. N i e t z s c h e kennzeichnet das Wesen des Pathos schlechthin, wenn er das Kriterium der Vornehmheit in einem „Pathos der Distanz" erblickt. — Ferner d e u t e n wir gefühlsmässig als pathetisch niemals kleine, kurze, abgebrochene Bewegungen, sondern stets nur lange, ausladende, also recht eigentlich „grosszügige". Die „Majestät" des Königs etwa würde ein Schauspieler glaubhaft versinnlichen nur durch grosse, getragene Bewegungen. — Ferner sei an eine kulturhistorische Parallele erinnert. In der Antike herrschte das Pathos, das Christentum schuf in immer zunehmendem Masse eine Menschlichkeit des „Fortschritts" und des Willens. Dass in Uebereinstimmung damit dem heutigen Leben Grösse der Bewegung abhanden kam, sehen wir; dass sie dem Altertum im höchsten Grade eignete, machen schon die Berichte wahrscheinlich und es wird vollends gewiss bei Betrachtung seiner künstlerischen Hinterlassenschaften. Der grossen B e w e g u n g nämlich entspricht im räumlichen Gebilde die grosse L i n i e. Auf ihr allein wiederum beruht jener Charakter des „Monumentalen", durch den die Kulturniederschläge der gesamten Antike

Fig. 71. Grosse Schrift (Louis XIV.) Pathos des Selbstgefühls.

Fig. 72. Kleine Schrift: Ueberlegung und Vorsicht.

(von den Bauten bis zu den Gewändern) denen der Neuzeit unstreitig überlegen sind. — Endlich können wir aus dem Bereiche der Schrift dafür Belege holen. So unterscheiden sich die antiken Schriftsysteme durch ge-

[83]) Ein wenigstens z. T. verwandter Zustand kann sich beim Glücksspiel einstellen, wie denn die heftige Leidenschaft des Gewohnheitsspielers zuweilen durchaus nicht ohne Pathos ist.



ringere Gebrochenheit der Linie von ihren mittelalterlichen Modifikationen; so ist die Durchschnittsgrösse der Handschriften im Jahrhundert des Merkantilismus kleiner als im 18. und zumal als im 17., und 16.; und so treten hervorragend grosse Schriftformen weit häufiger bei Feldherren, Staatsmännern und Organisatoren auf als bei Gelehrten, Kaufleuten und Beamten. Fig. 71 zeigt uns in der Handschrift Ludwigs XIV ein rechtes Monument des „grand siècle", das weit über seine Kräfte hinaus nach Pathos Verlangen trug und demgemäss nichts so gern übertrieb als den Ausdruck der Hoheit. Indem wir die vorsichtige und kluge Handschrift eines Dichters aus dem vorigen Jahrhundert daneben stellen (Fig. 72), bringen wir in der Verschiedenheit zweier Persönlichkeiten zugleich den Gegensatz zweier Epochen zum Ausdruck. —

Wir wenden uns schliesslich z, d. h. der noch unbekannten Triebfeder zu, welche die Wucht der Bewegung herbeiführt. „Zweck" jeder Nachdrücklichkeit der Bewegung ist offenbar die Ueberwindung irgendwelcher Widerstände. Die Wucht nimmt zu mit deren Grösse, sofern die Absicht, ihrer Herr zu werden, nicht aufhört. — Wir n e i g e n darnach zur Wucht des Ausdrucks, wenn die auf das Ziel gerichtete Tätigkeit Hemmungen erleidet. Auf die Hemmung bezogen wird unser Trieb zu dem, was wir im engeren Sinne als Betätigung einer „Kraft" erleben: und dies ist die Wurzel des blossen Existenzgefühls wie jeder äussersten Anspannung unseres Wollens. Indem wir „Kraft" durch das hier noch bessere Fremdwort „Energie" ersetzen, können wir sagen: in der Wucht der Bewegung bekundet sich die „Energie" der inneren Tätigkeit.

Von den äusserst mannigfachen Belegen dafür sei nur ein einziger angeführt. Von allen Affekten die grösste psychische Energie entwickelt der Zorn: daher die Wucht seines Ausdrucks. Bei der Freude hingegen herrscht Abfluss und Eile bei weitem über die Spannungserzeugung: daher die so viel grössere „Leichtigkeit" ihrer Bewegungen. Die Freude „beflügelt."

Wir sind jetzt in der Lage, die drei Unbekannten in die algebraische Formel einzufügen.

I. V. (Eile) = J inbezug auf A. (Grösse d. „Aktivität" d. psychisch. Tätigkeit)
II. S. (Ausgiebigkeit) = J „ „ P. („ des „Pathos" „ „ „)
III. W. (Wucht) = J „ „ E. („ der „Energie" „ „ „)

Die erfreuliche Bestimmtheit dieser Deutungen verschwindet wieder, sobald wir die drei Merkmale statt isoliert in ihrem gegenseitigen Verhältnis betrachten, was allein schon deshalb geschehen muss, weil die wirkliche Handschrift uns nur Komplexe bietet, der besonderen Wucht der Bewegung jederzeit die besondere Eile und dem Zusammenhange beider eine besondere Ausgiebigkeit hinzugesellend. Diese Untersuchung wird uns sofort zum Grundgedanken des Kapitels überleiten.

Zwischen den fraglichen Triebfedern macht sich bei genauerem Hin-

sehen ein merkwürdiger Unterschied geltend. So das Fortschreiten der inneren Tätigkeit als die Vorwegnahme der leitenden Endvorstellung betrifft ausschliesslich das Ziel des Vorgangs, indes die Energie ein davon ganz Verschiedenes, nämlich die Hindernisse zum Bewusstsein bringt, die seinem Vollzug im Wege stehen. Nun liegt aber jeder geistigen Tätigkeit neben dem Antrieb immerdar auch ein Hindernis zugrunde. Damit es zu irgendwelchen Strebungen komme, muss zwar ein Ziel, zugleich aber etwas da sein, was vom Ziele trennt. Völlig mit der motivierenden Vorstellung eines würde jede Intention im statu nascendi bereits als befriedigt erlöschen. „Antrieb" und „Hemmung" sind die nicht auseinander zu reissenden Hälften der inneren Tätigkeit. Wie die Stärke des elektrischen Stromes als zerlegbar gedacht wird in die elektromotorische Kraft und den Widerstand des ihn leitenden Mediums, so ist der geistige Vorgang in jedem Augenblick das Ergebnis aus der Wirkung zweier Kräfte, deren eine treibt, während die andere zügelt, und das tatsächliche Erleben vollzieht sich ausnahmslos im steten Wechsel von „Stauung" und „Abfluss." Beide Funktionen sind einander vollkommen reziprok, Bei unveränderter Grösse der beteiligten Lebensenergie wird jede um genau soviel wachsen können, als gleichzeitig die andere abnimmt. Diese Einsicht schliesst Konsequenzen von grosser Tragweite in sich.

Vorerst einmal scheint sie dem Grundgesetz zu widersprechen, mit dessen Entwicklung wir dieses Kapitel eröffneten. Es sollte nämlich ihr zufolge derjenige Teil der inneren Tätigkeit, der z. B. den Nachdruck verstärken könnte, der Ausgiebigkeit und Eile gerade entgegen wirken und demgemäss in der Herabsetzung beider zum Ausdruck gelangen. Der behauptete Paralellismus aller drei Momente zur Grösse der psychischen Kraftentfaltung besteht in der Tat nur „unter sonst gleichen Umständen", womit auch gesagt ist, dass sie ohne Verschiebung erfolgen müsse zwischen ihrer zügelnden und ihrer treibenden Hälfte. Ferner tritt der tiefere Grund hervor, weshalb aus der Durchschnittsgrösse der Intensitäten in einer Handschrift kein Schluss erlaubt ist auf die Stärke des Charakters.

Ihre habituelle Bewegtheit ist nämlich offenbar aus zwei Faktoren das Ergebnis: der Stärke der persönlichen Triebkraft und der Schwäche der persönlichen Hemmkraft. Grösse der Bewegtheit zeugt daher vorwiegend bald etwa von Strebsamkeit, Zielbewusstheit, Tatkraft (Stärke der Triebkraft), bald von Ablenkbarkeit, Erregbarkeit, Haltlosigkeit (Schwäche der Hemmkraft); Kleinheit der Bewegtheit bald von Beschaulichkeit, Indolenz, Apathie (Schwäche der Triebkraft), bald von Widerstandskraft, Selbstbeherrschung, Ausdauer (Stärke der Hemmkraft)[84]. — Die mehrfach betonte Forderung, dem Einzelmerkmal zu misstrauen und jeden tieferen Aufschluss aus dem Ganzen zu erwarten, könnte uns eindringlicher wohl nicht

[84]) Siehe Anhang.

Fig. 73. Relativ hohes Formniveau.

Fig. 74. Sehr niedriges Formniveau.

empfohlen werden als durch das doppelsinnige Schillern so elementarer Ausdrucksfunktionen. — Ehe wir nun nach determinierenden Begleitmerkmalen Umschau halten, muss genauer als bisher das Moment der spezifischen Lebendigkeit gewürdigt werden, welches bei organisierten Gebilden Auslegungsunterschiede begründet, ohne begrifflicher Indizierung erreichbar zu sein.

Man denke sich auf Symptome Fig. 73 mit Fig. 74 verglichen. Da stände zwar rein äusserlich der grösseren Steilheit die grössere Schräge, der Rundheit die Eckigkeit, der weiten die enge Schrift etc. gegenüber, während Bindungsgrad, Linksläufigkeit gelegentlicher Anhängsel, Verhäkelung der Zeilen und manches sonst noch einander ähnelte. Psychologisch angesehen aber wäre das völlig belanglos. Keine noch so grosse Differenzensumme, das fühlt hier wohl jeder, ermässe den Unterschied und keine Summe von Aehnlichkeiten reichte hin, ein psychisch Gemeinsames auszufinden. Bei so weitem Abstand der Form die Materien zu messen, bliebe täuschendes Spiel jener Blindheit, die im Säulenstrunk nur ein Stück kohlensauren Kalk erblickt.

Statt „Form" kann man „Eigenart" oder „inneres Leben" sagen: der Sinn ist stets die so völlig gefühlsbestimmte als in Begriffe nicht auflösbare Gesamtqualität. Sie hat ihre Akzidentien und Auffassungskorrelate, aus denen wir z. B. die „zweckmässige Vereinfachung" namhaft machen, während die gleichfalls wohl herbeigezogene Vorherrschaft der Kurve nur einen Typus des Geschmacks betrifft.[85]) Ihr eigentlicher Grund liegt im Gefühl; ihre Konsequenzen aber kann uns das Problem von Antrieb und Hemmung zeigen.

Form entsteht, wo bildnerische Kraft ein ihr begegnendes Material bewältigt: ihr Dasein zeugt daher ausnahmslos von einem nicht näher bestimmbaren Grade von Spannung. Auch die krauseste Eigenart der Ausdrucksprägung ist niemals Haltlosigkeit. — Unform kann zwiefache Wurzel haben. Sie stammt einmal aus der Schwäche der Gestaltungskraft und verrät uns alsdann nichts als die Uebermacht einer Regel; wovon früher die Rede war. Sie stammt anderseits aus dem Mangel an Innenleben, entspricht folglich der psychischen Schablonenhaftigkeit, welche Regeln einzuverleiben nicht nötig hat, indem sie ja selber deren Träger ist. Daraus folgt, dass im eigenartsloseren von zwei Charakteren ein dem Unterschied irgendwie äquivalentes Mehrmass von Kraft mechanisch in die Erscheinung tritt. Ein diagnostischer Vergleich der Ausdrucksstärken wäre hier ebenso irreführend, als wenn man beispielsweise an der Lautheit des Stimmenschalls den Grad der Wut in zwei Personen abschätzen wollte, deren

[85]) Vergl. J. Crépieux-Jamin. „Handschrift und Charakter". S. 367. Auch Crépieux-Jamin will im übrigen das Niv au einer Handschrift bestimmen. (Kap. XII. des genannten Buches: „Der Verstand und seine Abstufungen"); aber er begeht dabei den doppelten Fehler: erstens „Form" mit „Harmonie" d. h. mit aesthetischer Wohlgefälligkeit zu verwechseln und zweitens die Ursache, statt in der seelischen Lebendigkeit, vielmehr in der geistigen Begabung des Schreibers zu suchen, die ihm am Ende dabei noch zusammenfliesst mit dessen Bildungsstufe. Wir verweisen auf unsere Ausführungen Graph. Monatshefte. 1904 S. 50.

eine darauflosschimpft, indes die andere geschliffene Bosheiten flüstert. Was dort in der Stärke des Klanges, das verbraucht sich hier in der Zuschärfung des Inhalts. Form ist das immaterielle Symbol der Ueberwindung, wie Nachdruck und Hemmung deren materielle Symptome sind.

Psychologisch vergleichbar sind folglich nur Schriften auf gleichem oder ähnlichem Formniveau und nur für sie gilt jedes Gesetz der Begleitmerkmale. Zur Charakterisierung niveau verschiedener Gebilde aber sollten wir über ebensoviel verschiedene Sprachen verfügen oder, da solches ausgeschlossen, wir sollten die nämlichen Wörter bald leicht, bald schwer, bald sehr schwer zu gebrauchen wissen: eine Angelegenheit der Darstellungskunst, die allerdings den wichtigsten Schlüssel des Erfolgs auf dem Gebiet der praktischen Diagnostik liefert.[86])

Zurückkehrend zum Hauptgedanken gehen wir in der Abstraktion noch einen Schritt weiter. Der starkbewegte und der hemmungslose Ausdruck sind aller Verschiedenheit ungeachtet vergleichsweise dynamische, der schwachbewegte und der starkgehemmte vergleichsweise statische Phänomene. Jene begleiten unter allen Umständen den Ablauf, diese ein Verharren des inneren Geschehens. Dort haben wir die psychische Kraft im Zustande der Gelöstheit, hier im Zustande der Gebundenheit. Aus diesem allgemeinsten Gesichtspunkte suchen wir jetzt für den fraglichen Unterschied Kriterien der Ausdrucksgestalt zu gewinnen.

Was den Ausdruck verlangsamt, das kann ihn, wie wir sahen, auch zum Stehen bringen; jeder Stillstand aber macht einen neuen Impuls erforderlich. Daraus folgt: mit der Lösung der psychischen Kraft wächst die Kontinuität, mit ihrer Bindung die Diskontinuität der Funktionen. — Von den handschriftlichen Wirkungen heben wir drei hervor. Die Linie unserer Schrift entsteht durch Bewegungsabfolgen des Schreibinstruments in ein und derselben Ebene, indes der Punkt nur eine kurze Berührung mit darauf folgender Trennung von Griffelspitze und Papier verlangt. Da jeder Wechsel der Ebenen einer Unterbrechung gleichzuachten, so wird ein wachsender Fluss der Bewegung Punkte in Linien, wachsende Brüchigkeit Linien in Punkte

[86]) Dass damit die rein-diskursive wieder einer Entscheidung des Gefühls unterstellt wird, ist, wenn man will, ein Übelstand: aber nicht etwa nur der Graphologie, sondern sämtlicher Wissenschaften, Mathematik und Logik ausgenommen. Jedes Problem hat einen Punkt, wo sich zeigt, dass sein Gegenstand nicht sowohl da ist, als vielmehr durch einen Akt der Abstraktion fingiert wurde: wie denn nicht das Leben spezifisch chemische oder botanische oder zoologische Wahrheiten kennt, sondern nur unsere entsprechend einseitig pointierte Betrachtungsweise. Sobald unser Geist ein als Teil Begriffenes durch das Medium des Ganzen sieht, wird das Unbedingte wieder zum Relativen, indem in irgend einer Art sich geltend macht, was wir für den Ausdruck das „Formniveau" nannten. — Die Psychodiagnostik als auf Erfassung des Individuellen gerichtet und darum nicht in Gefahr, mit der „Wirklichkeit" die Fühlung zu verlieren, hat den Vorzug, uns die Notwendigkeit dieses recht eigentlich „synthetischen" Schrittes förmlich aufzudrängen, während solche Wissenschaften ihn zu unterlassen pflegen, deren Aufgabe mit der Feststellung allgemeiner Züge des Verhaltens gelöst erscheint. Das aber bleibt niemals ohne nachteilige Folgen, wie allemal mit erschreckender Deutlichkeit zutage tritt, wenn aus der Beschränktheit seines künstlichen Horizontes heraus der „Fachgelehrte" einen wirklichen Philosophen bekämpft, weil er in einer Spezialfrage irrte! — Neben der Prüfung auf »wahr« und »falsch« hat jeder Gedanke noch die andere auf »tief« oder »flach« zu bestehen. Der Maassstab dafür aber ist kein solcher der Logik mehr.

zu verwandeln streben. — Kontinuitätsunterschiede der Fixation zeigen sich ferner im Grade der Verbundenheit: die fliessende Bewegung neigt zur Bindung, die unfliessende zur Trennung der Schriftelemente. — Endlich setzt auch der Winkel eine Intermittenz der Impulse voraus: der mehr kontinuierliche Duktus ist unter sonst gleichen Umständen kurvenreicher.

Hier sei noch angeschlossen, dass jede Verlangsamung der psychischen Tätigkeit hemmend zurückwirkt auf das Spiel der Assoziationen. Der Wechsel der Vorstellungen ist reger bei gelöster als bei gebundener psy-

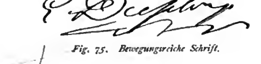


Fig. 75. Bewegungsreiche Schrift.

Fig. 76. Reduzierte Schrift.

chischer Tätigkeit. Jedem Vorstellungsvorgang aber entspricht ein Impuls. Mit der Lösung der psychischen Kraft vermehrt sich daher, mit ihrer Bindung verringert sich der Bewegungsreichtum. Fig. 75 und Fig. 76.

Da ferner die sich aktualisierende Tätigkeit den Geist zunehmend von sich abzieht, so ist die Ausdrucksbewegung je ungehemmter umso mehr vom Körper weg gerichtet. Mit der Lösung der psychischen Kraft wächst die Zentrifugalität, mit ihrer Bindung die Zentipetalität der Funktionen. Jenes kann bewirken:

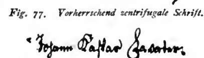


Fig. 77. Vorherrschend zentrifugale Schrift.

Fig. 78. Vorherrschend zentripetale Schrift.

Ersetzung rückläufiger durch rechtsläufige Züge, Betonung der Oberlängen, Steigen der Zeile — dieses vermehrte Rückläufigkeit, Betonung der Unterlängen, Sinken der Zeile. Fig. 77 und Fig. 78.

Sofern die Zielvorstellung auch den „Schreibdrang" steigert, muss ihre psychodynamische Energie in der oben sogenannten Zielläufigkeit zutage treten. Das Ziel des Schreibens liegt bei unserer rechtshändigen und abduzierenden Technik in der Richtung der r-Komponente, deren Zunahme Verlängerung des An- und Schlussstrichs, Weitung der Schrift und schra-

gere Lage mit sich bringt. Mit der Lösung der psychischen Kraft wächst folglich die Ausgiebigkeit der Nebenrichtungen sowie die Weite und Schräge der Schrift, mit ihrer Bindung die Unausgiebigkeit der Nebenrichtungen sowie die Enge und Steilheit der Schrift. Diese Eigenschaften nebst einigen anderen kennen wir bereits als Symptome der Geschwindigkeit. Für den in Rede stehenden Grundunterschied der Innenvorgänge bleibt ihr Sinn der gleiche, auch wenn man sie als unmittelbar expressiv betrachtet.

Die grössere Hemmungslosigkeit hat endlich eine grössere Sicherheit der Koordination zur Folge. Mit der Lösung der psychischen Kraft wächst die Gleichmässigkeit der Funktionen. Ein besonderer Fall von Gleichmässigkeit ist die verminderte, von Mangel an Gleichmässigkeit die vermehrte Längenunterschiedlichkeit: wie denn jene weit häufiger in allgemein-gleichmässigen, diese in allgemein ungleichmässigen Handschriften auftritt. Wir erinnern an unsere Ausführungen über den hysterischen Charakter.

Von der Gleichmässigkeit durchaus zu unterscheiden ist das Mass der Regelmässigkeit einer Handschrift. Die Regelmässigkeit bekundet, wie der Name sagt, das Walten einer Regel oder Maxime. Sie tritt daher auch häufig als beabsichtigt auf und es sind, wie wir wissen, keineswegs

Fig. 79. Gleichmass bei relativ grossem Schwankungsspielraum.

Fig. 80. Eingeengter Schwankungsspielraum bei intendierter Ungleichmässigkeit.

die von Haus aus gleichmässigen Schriften, die sich dem Zwange einer Regel am ehesten akkomodieren. Es wiederholt sich hier der uns wohlbekannte Gegensatz von „Form“ und „Stil.“ „Form“ oder „Eigenart“ kann auch bezeichnet werden als ein System unberechenbarer Aberrationen, das bei vollkommener Regellosigkeit dennoch mit grossem Gleichmass verträg-

lich ist: dergestalt das natürliche Gleichgewicht der einen Charakter konstituierenden Triebe verratend; wohingegen der „Stil" als die geregelte Schwankungsbreite der Abweichung selbst bei intendierter Ungleichmässigkeit den natürlichen Schwankungsspielraum der Kräfte einengt. Fig. 79 und 80. Indem er die Form mehr und mehr überwältigt, entsteht zuletzt eine Art der Formlosigkeit, die mit der absoluten Herrschaft der Regel identisch ist und gleichsam den Endpunkt einer zweiten Skale der Unform (man könnte sie die negative nennen) markiert. Das Niveau der ebenso schulmässigen als leeren Handschrift von Fig. 81 liegt daher keineswegs höher als das der positiv formlosen von Fig. 74. Als das un-

Fig. 81. Leere Handschrift.

mittelbar Gegebene wird die Form mit dem ihr natürlichen Grade von Gleich- oder Ungleichmässigkeit umso stärker zum Durchbruch kommen, je ungehemmter ein psychischer Vorgang abläuft und umgekehrt. Mit der Lösung der psychischen Kraft wächst daher unter sonst gleichen Umständen die Eigenart, mit ihrer Bindung die Regelmässigkeit der Funktionen.

Ein vergleichsweise gelöster Geisteszustand unterscheidet sich von dem vergleichsweise gebundenen demgemäss keineswegs nur durch Intensitätsfaktoren der Bewegung, sondern durch zahlreiche Momente der Bewegungsgestalt und wir sehen, dass die Gradgegensätze der psychischen Dynamik ein Prinzip der Gruppierung abgeben für eine grosse Reihe genereller Ausdrucksformen. Alle auf der linken Seite nachstehender Tabelle vereinigten Schrifteigenschaften wachsen, alle rechts postierten nehmen ab in dem Masse als ein psychisches Geschehen dynamischer wird; umgekehrt aber wachsen diese, während jene abnehmen, in dem Masse als ein psychisches Gestehen statischer oder besser vielleicht stationärer wird. Wovon wir ausgingen: der merkwürdige Gegensatz zwischen Ausgiebigkeit und Eile auf der einen und dem Nachdruck auf der anderen Seite hat sich zu einem Gegensatz wenn nicht aller, so doch vieler Schrifteigenschaften erweitert, dessen allgemeinster Grund in einem Gegensatz der psychischen Mechanik liegt.

Die spezifische Bewegtheit ist damit zu einem Merkmal nicht nur der Ausdrucksquantitäten, sondern ebenso der Formen einer Handschrift geworden und wir können diese in beliebigem Umfange zu Rate ziehen, um ihren Sinn im Einzelfalle festzustellen. Wir sahen nun schon: die Eigenart einer Handschrift ist niemals von blosser Ungehemmtheit, ihre Regelmässigkeit niemals von blosser Schwäche des Antriebs ein Zeichen, weshalb ein „gelöster" Duktus um so mehr zum „starkbewegten" wird, je mehr

„Form", ein „gebundener" umso mehr zum „gespannten", je mehr „Stil" er aufweist. -- Vergleichbarkeit der Nebenumstände vorausgesetzt, lässt ferner die grössere Sicherheit der Koordination nicht nur den weniger gehemmten, sondern den positiv stärkeren Impuls erkennen, wofür ein schönes

Tabelle I.

Lösung der psychischen Kraft.	**Bindung** der psychischen Kraft
Aus Stärke der Triebkraft: Starkbewegter Duktus. Aus Schwäche des Widerstandes: Spannungsarmer Duktus.	Aus Schwäche der Triebkraft: Schwachbewegter Duktus. Aus Stärke des Widerstandes: Spannungsreicher Duktus.
Eile. **Ausgiebigkeit.** **Druckschwäche.**	**Langsamkeit** **Unausgiebigkeit.** **Druckstärke.**
Fluss der Bewegung Linie statt Punkt. Kontinuität der Fixation. Kurve statt Winkel.	**Intermittenz** der Bewegung. Punkt statt Linie. Diskontinuität der Fixation. Winkel statt Kurve.
Zielläufigkeit Abstrich verlängert. Weitung. Tendenz zur Schrägerstellung.	**Retardation** Abstrich verkürzt. Engung Tendenz zur Steilerstellung.
Bewegungsreichtum. Hinzufügungen. Schleifenausbauchung	**Bewegungsarmut.** Fortlassuugen. Schleifenverminderung.
Zentrifugalität. Rechtsläufigkeit. Abduktivität. Oberlängenbetonung Steigen der Zeile.	**Zentripetalität.** Rückläufigkeit. Adduktivität. Unterlängenbetonung Sinken der Zeile
Sicherheit der Koordination. Speziell: Geringe Längenunterschiedlichkeit.	**Unsicherheit der Koordination.** Speziell: Grosse Längenunterschiedlichkeit.
Eigenart (Form.)	**Regelmässigkeit (Styl.)**

Beispiel die Exaltationen der Freude und des Rausches geben, die je stärker die von ihnen ergriffene Seele ist, um so bälder in der Erzeugung des R h y t h m u s gipfeln. Der Rhythmus aber muss als die absolut vollendete Koordination und damit als eigentliche Vollkommenheit des Ausdrucks erachtet werden: wo denn der Charakter zwar in einen Zustand erhoben erscheint, den w i r bald nur als Ausnahme kennen, während er für die un-

gebrochene Kraft heute freilich nur mehr spärlicher „Naturvölker" unzweifelhaft die Regel bildet. — Das Gleiche gilt vom Reichtum der Bewegung, wofern wir uns hüten, ihn mit blosser Ausgiebigkeit, sei es auch in den Zutaten und Nebenteilen, zu verwechseln, sondern ihn nehmen, wofür er genommen sein will, für den Reichtum der Bewegungs q u a l i t ä t e n.

Werfen wir ferner einen Blick auf die rechte Seite der Tabelle, so leuchtet ein, dass der schlechthin schwache, will sagen der leicht zu hemmende Impuls wohl zwar eine kleine, nicht aber eine enge Handschrift hervorbringt. Damit die nach vorn gerichtete Bewegung durchschnittlich grösser ausfalle als die frontale, muss der Schreibdrang auf seinem normalen Entfaltungswege aufgehalten werden; daher im Verhältnis von Höhe zu Basisbreite das Mass einer psychischen Spannung liegt. — Die unvorschriftsmässig linksläufige Bewegung vollends macht Hemmantriebe, d. h. der natürlichen Kraftrichtung entgegenwirkende, sogar dynamisch sichtbar. Auch der Winkel bleibt ohne die Annahme innerer „Stauungen" unverständlich, wenn auch seine tiefere Ursache oft im Konflikt der Impulse, charakterologisch angesehen also im Widerstreit der Triebe zu suchen ist. Die grössere Steilheit endlich setzt bei gewöhnlicher Federhaltung schon mechanisch ein höheres Mass von Anstrengung voraus und ist übrigens aus Gründen, die wir erst später hinreichend würdigen können, ohne Frage Spannungssymptom. — Wir haben ausser dem Reibungsdruck folglich noch zahlreiche Merkmale zur Ermittlung des psychischen W i d e r s t a n d e s: d. h. aber desjenigen Faktors, mit dessen Veranschlagung der Entscheid darüber gewährleistet ist, ob die Bewegtheit einer Handschrift mehr der Stärke der wirkenden Kraft oder mehr der Lockerheit des psychischen Gewebes entstamme.

Die Sache liegt demnach folgendermassen. Ein alle Schrifteigenschaften je einer Seite in sich vereinender Duktus wäre ein theoretischer Grenzfall, dem die Wirklichkeit höchstens wohl nahekommt, während die meisten ihrer Gebilde zwischen beiden Extremen mehr oder minder die Wage halten. Der tatsächliche Sinn der Ausdrucksquanten hängt nun davon ab, in welchem Verhältnis und in welcher Verteilung Schriftzüge der linken mit solchen der rechten Seite verwoben sind. Angesichts der zahllosen Gradunterschiede in der Ausprägung jeder einzelnen ist die Reihe der möglichen Zwischenstufen eine unübersehliche. Durch Hervorhebung diagnostisch gleichwertiger und für die weitere Orientierung markanter Komplexe auf ihr dürfte die Brauchbarkeit unseres Prinzips erst in vollem Umfange sichtbar werden. (Fortsetzung folgt.)

———

Anhang.

Die gewohnheitsmässige Bewegtheit des Körpers heisse B, die psychische Triebkraft T, der psychische Widerstand W. Dann ist:

$$B = \frac{T}{W}, \text{ woraus folgt: } T = B \cdot W.$$

T bleibt folglich unbekannt, solange W es ist. Ein doppelt oder halb so grosses B würde zum gleichen T, ein doppelt oder halb so grosses T zum gleichen B gehören, gesetzt dass W jedesmal im umgekehrten Sinn variiert.

$$2\,B = \frac{T}{{}^1/_2\,W} \text{ oder } {}^1/_2\,B = \frac{T}{2\,W} \text{ u. s. w.}$$

$$2\,T = B \cdot 2\,W \text{ oder } {}^1/_2\,T = B \cdot {}^1/_2\,W \text{ u. s. w.}$$

T und B sind einander folglich nur dann proportional, wenn W als konstant oder als mit B im gleichen Sinn sich ändernd gedacht wird: was zwar erlaubt ist beim Wechsel von Depression und Exspansion im nämlichen Individuum, nicht mehr aber beim Wechsel der Persönlichkeiten.

Dem Versuch, W aus dem Reibungsdruck zu ermitteln, wäre entgegenzuhalten, dass der psychische Widerstand ausserdem ja Eile und Grösse herabsetzt: daher wir im Einzelfall nicht wissen könnten, ein wie grosser Anteil von ihm zur Vermehrung des Nachdrucks, ein wie grosser andererseits zur Häufung retardierender Impulse dient. Für den tatsächlichen Parallelismus beider Funktionen erbrachte bei Gelegenheit seiner schon erwähnten Experimente mit der Schriftwage August Diehl den Nachweis, indem er zeigte, dass die zu rückläufiger Schreibung der Zahlenreihe 1—10 erforderliche Mehranstrengung ausser der zu erwartenden Erhöhung des Nachdrucks gleichzeitig mit sich führt eine Minderung der Ausgiebigkeit und Eile.[1]) Die spezifisch hemmende Wirkung des psychischen Widerstandes kann nun aber individuell offenbar auch vorherr-

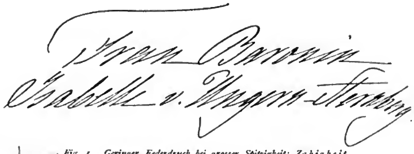


Fig. 1. Geringer Federdruck bei grosser Spitzigkeit: Zähigkeit.

schen und dadurch möglicherweise eine Minderung sogar des Nachdrucks bewirken. Wir kennen in der Tat Personen, deren Unterarm beim Schreiben den Tisch erzittern macht und deren Finger den Halter beinahe krampfhaft umschliessen, indes ihre Feder eine ausgesprochen zarte Handschrift hervorbringt![2]) In der Eile und Ausgiebigkeit steckt folglich nicht nur B, sondern ein von Person zu Person wechselnder Bruchteil von W; die Merkmale des Nachdrucks andrer-

[1]) In Kräpelins „Psychologischen Arbeiten", III. 1. (S. . -61.)

[2]) Um speziell die Grösse des beim Schreiben auftretenden Fingerdrucks zu prüfen, hat neuerdings Wilhelm Urban einen „pneumatischen" Schreibstift konstruiert. Vergl. „Jahrbuch für Photographie und Reproduktionstechnik", 1903.

seits lassen vom individuellen W jedenfalls nur ein Element erkennen, dessen Verhältnis zum Ganzen vielleicht in qualitativer, nicht aber in quantitativer Hinsicht bestimmbar ist. Eine persönliche Kraftkonstante kann aus der habituellen Heftigkeit des Ausdrucks daher unter keinen Umständen erschlossen werden. Wir schalten an dieser Stelle eine Bemerkung ein über den mutmasslichen Sondersinn der federspaltenden Druckbetonung.

Sogar noch Preyer, der mit seinem Erklärungsversuch die Wahrheit streift,[3]) hält sich nicht frei von fehlgreifender „Zeichendeutung", wenn er glaubt, Druckarmut spräche schlechthin von Willensschwäche Die Handschrift von Fig. 1 ist gewiss recht dünn, ihre Urheberin leidet jedoch an der Willenseigenschaft der Zähigkeit durchaus nicht Mangel. Unter den wahren Kennzeichen des Willens

Fig. 2. Starker Federdruck: Eigensinn.

hat zwar auch der Druck eine Stelle, aber keine wesentlich bevorzugtere als etwa der Winkel und jeder sonstige Niederschlag psychischer „Gespanntheit". Tatsächlich zu „bedeuten" vermag er denn einzig nur diese, womit er weiterhin allerdings verwertbar wird zur Erfassung sämtlicher Eigenschaften, die Spannungen erzeugen können.[4]) Und deren Anzahl ist Legion. In Fig. 2 z. B. weist er vornehmlich auf Eigensinn, in Fig. 68 überdies noch auf Reizbarkeit. Hierzu noch folgendes. Da Federspaltungen ausser Muskelspannungen eine gegen die Schreibfläche gerichtete Bewegung erfordern, so wird man den zugehörigen „Willen" von vorherein als einen vorherrschend aktiven zu bestimmen geneigt sein. Hält man damit zusammen den eigenartigen Gefühlston einer durch intermittierenden Gegendruck erzeugten Widerstandsempfindung, so dürfte verständlich erscheinen, dass starke Druckunterschiede weit häufiger bei Männern auftreten als

Fig. 3. Kräftiger Federdruck: Männlichkeit.

bei Frauen. Wir möchten überhaupt die federspaltende Druckbetonung in erster Linie für ein Symptom des psychischen Virilismus halten (Fig 3); was überdies ein Licht würfe auf die oft zu beobachtende Tatsache des Mangels an Nachdruck in hochgradig geistigen Schriften.

[3]) „Zur Psychologie des Schreibens." S. 107—175

[4]) Vergl. Klages „Zur Theorie des Schreibdrucks." Graph. Monatshefte 1902, S. 97—102 u. 1903, S. 1—14.

Für Redaktion verantwortlich: Dr. Ludwig Klages, München. — Druck und Papier von Gebr. Haertl, (Max Steinebach) München

Die „Graphologischen Monatshefte 1905“ wurden in einer Auflage von 700 completen Exemplaren gedruckt.






Stanford University Libraries
3 6105 008 479 664

